



Nur für Werksangehörige

12. Jahrgang

Nummer 3

März 1960 L 7271 E

WESTFALENHÜTTE



WESTFALEN HÜTTE 3

Werkzeitschrift der
HOESCH Aktiengesellschaft
WESTFALENHÜTTE

12. Jahrgang März 1960

Aus dem Inhalt:

Anständigkeit ist keine Einbahnstraße

Schutz für eine Milliarde Arbeitnehmer

Keine Chance mehr für einen Mann

Unsere Hüttenmänner brauchen Wohnungen

Bericht des Betriebsrates

Und drinnen waltet die züchtige Hoesch-Frau

Paul Wildau

Unser Paul Simon bekam die goldene Pinzette

Hüttenknirps

Die Eiszeit kam bis Langendreer

Filmbegeisterter Nachwuchs in unserer Fotoabteilung

Offene Tür

Denk darüber nach!

Unsere Ehrentafel

Wir kommentieren

Technik und Produktion

Blick in die Presse

Wohnungstausch

Das interessiert die Frau

Mode

Belauschte Schöpfung

Unsere Betriebskrankenkasse

Aus unserer Heimat

Balkenzier

Im sonnigen Süden

Blut ist Leben

Nicht alle Tassen im Schrank

Israel

Das Rätsel

Kurz gelacht

Der Hüttenkieker

Kleine Münzen sind dem Wirtschaftswunderländer uninteressant geworden. Das Geld rollt und kommt unter die Leute. Ein wenig zu schnell und ein bißchen zu leicht. Man rechnet nur noch in großen Summen: für Kühlschränke, Fernsehen, Waschmaschinen und Autos oder Reisen nach Mallorca. An Pfennigen freuen sich nur noch Kinder, und davon bloß die kleinsten, die nicht zählen können. Ja, und verschämte Rentner. Doch daran denkt man — wenn überhaupt — nicht gern. Pfennige, deren Hundert eine Mark ergeben, werden generös abgetan. Mit gering-schätzigen Gesten eingenommen oder ausgegeben. Besonders von den „Twens“, wenn sie den „Mann von Welt“ markieren. Mit dem Gefühl für den Pfennig ist auch das Gefühl für den Wert der kleinen und damit „eentlichen“ Dinge verlorengegangen. Das vermeintliche Glück mißt heute leider gleich drei-, vierstellige Zahlen, Beträge, die die Maße vergessen lassen, die den Boden unter den Füßen wegziehen und die einen immer mehr drängen, hetzen und jagen. Und die letztlich noch unzufriedener machen. Summen, die aufzubringen unweigerlich in den Schraubstock, in die unerbittliche Presse der Ratenzahlung führen: in Verpflichtungen, die schwer einzuhalten, schließlich jede Besitzerfreude verderben und das Leben zu einer einzigen Quälerei und Rechnerei werden lassen, wenn man kein Krösus ist. Oder wenn man nicht — wie in guten alten Zeiten — spart; das Geld nach solider Väter Sitte erst dann ausgibt, wenn man es besitzt, sich mit weniger begnügt, überlegt kauft, nur den wirklichen Bedarf deckt. Auch wenn der Nachbar, der Kollege mehr scheinen, als sie sind. Ein sorgenfreier Schlaf, ein geregelter Haushalt und ein harmonisches Familienleben bedeuten soviel mehr als eine Phonotruhe oder ein elektrisches Küchengerät. Schauen wir wieder auf jedes bescheidene Geldstück, von dem der weise Volksmund sagt: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert!“

Frank Schmid-Heinzen

Ein faires Spiel, heißt es im Sport. Was man darunter versteht, ist den meisten bekannt. Fairneß, die unter Sportlern gilt, sollte auch anderswo gelten. Sie läßt sich am besten durch das deutsche Wort Anständigkeit ausdrücken.

Kämen wir ohne Anständigkeit miteinander aus? Unser Zusammenleben wäre ohne sie ein Dschungelkrieg aus Habgier und Niedertracht, aus Bosheit und Mißtrauen. Anständigkeit hat keine Regeln. Oder sie

empfundene, wenn einem Kollegen oder Vorgesetzten ein Fehler unterliefe? Haben wir vielleicht sogar versucht, das Mißgeschick eines anderen zu unserem Vorteil auszunutzen, anstatt mit allem Bemühen den Schaden von ihm abzuwenden?

Wir erwarten guten Lohn und gerechte Behandlung von unserem Arbeitgeber — geben auch wir ihm, was er von uns erwarten darf: Ehrlichkeit und den vollen Einsatz unserer Arbeitskraft, ohne zu bummeln,

ANSTÄNDIGKEIT

ist

keine ▷▷▷▷▷▷▷▷▷▷

hat, wenn man will, deren tausend. Tausend ungeschriebene Vorschriften über das, was man tut, und noch mehr über das, was man nicht tut.

Im Grunde aber ist sie keine Sache der Gesetze, sondern eine Sache des Charakters. Sitte und Moral setzen allgemeine Normen, aber im Einzelfall, im Verhalten des Menschen zum anderen, im Handeln des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft entscheidet das Gewissen in der eigenen Brust.

Verträge, auch wenn sie schriftlich niedergelegt sind, haben nur dann einen Wert, wenn sie im Geiste gegenseitiger Anständigkeit geschlossen und gehalten werden. Dabei sind eigentlich die Anständigen meist gar nicht auf vertragliche Abmachungen angewiesen, während die Unanständigen überall noch eine Lücke erspähen, durch die sie hindurchschlüpfen können. Die Anständigkeit eines Menschen ist zugleich das Vertrauen in die Anständigkeit des Mitmenschen. Faires Handeln setzt Fairneß voraus. Anständigkeit ist keine Einbahnstraße! Wir erwarten Kollegialität von unseren Mitarbeitern — aber verhalten wir uns selbst stets kollegial?

Wir rechnen zuweilen auf Hilfe bei unserer Arbeit — aber springen wir stets hilfreich hinzu, wenn wir sehen, wie sich ein anderer abplagt?

Wir erwarten, daß man über unsere Versehen großzügig hinwegsieht — aber haben wir noch niemals Schadenfreude

ohne ungerechtfertigt krankzufeiern und ohne hier und da ein paar Arbeitsminuten zu „schinden“?

Wir erwarten Sicherheit und Fürsorge vom Staat — sind auch wir gewissenhaft in der Erfüllung unserer staatsbürgerlichen Pflichten, verantwortungsbewußt gegenüber dem allgemeinen Wohl und genau in der Beachtung der Gesetze? Das fängt mit der Rücksicht im Straßenverkehr und der Befolgung der Vorschriften an...

Niemand soll sich indessen einbilden, jede Anständigkeit mache sich nur durch die Gegenleistung bezahlt; ja, es lohne sich nur dann, anständig zu sein, wenn man seines Vorteils gewiß ist. Nein, Anständigkeit trägt ihren Wert und ihren Lohn in sich, und es gibt keine höhere Auszeichnung für einen redlichen Mann — er stehe hoch oder niedrig —, als wenn seine Kameraden, Vorgesetzten oder Untergebenen aus freien Stücken von ihm sagen:

Er ist ein anständiger Kerl!



SCHUTZ FÜR EINE MILLIARDE ARBEIT- NEHMER

Gesetzgebung zwar nicht von heute auf morgen möglich sein wird, ihre solide Grundlage jedoch schon heute in einer weitgehenden Übereinstimmung der Experten auf einer ganzen Reihe von Gebieten findet.

Das gilt vor allem für die überall gesetzlich begrenzte und geregelte

Arbeitszeit,

die durchschnittlich bei einer Höchstzeit von 48 Stunden liegt. Einige Länder gewähren den Arbeitnehmern sogar bei Überschreitung der Höchstgrenze das Recht auf Arbeitsverweigerung. Ähnliche Übereinstimmung ist bei den Bestimmungen für beschränkte Lohnpfändung und Lohnaufrechnung festzustellen, bei der Sicherung von Arbeitnehmeransprüchen im Fall von Konkurs und Zwangsvollstreckung für den Arbeitgeber. Regel ist international auch der Schutz gegen grundlose Kündigung. Weit auseinander gehen allerdings die einzelnen Vorschriften über Kündigungsfristen. In den meisten Ländern wird überdies bezahlter Urlaub nur in dem Fall gewährt, wenn Wohnheitsrecht, Arbeits- oder Tarifvertrag diesen Anspruch rechtlich abstützen. Überall verboten ist die Arbeit von Kindern. Die Altersgrenze liegt durchschnittlich bei 14 Jahren. Für die Beschäftigung von Jugendlichen wurden überall weitgehende Schutzbestimmungen erlassen.

Starke Unterschiede ergeben sich international auf dem Gebiet der

Sozialversicherung.

Eine begrenzte Vereinheitlichung erfolgte bereits im Rahmen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft bezüglich der Verordnungen über Leistungspflichten bei Krankheit, Mutterschaft, Invalidität, Erhalt oder Besserung der Erwerbsfähigkeit, bei Altersversorgung, Berücksichtigung von Arbeitsunfällen und Berufskrankheiten, bei Hinterbliebenenansprüchen, Sterbegeldern, Leistungen für Arbeitslosigkeit und Familienbeihilfen. Allerdings bestimmen diese EWG-Vorschriften nur, daß den europäischen Wanderarbeitern ihre Anwartschaft auf die weiterlaufende Sozialversicherung ihres Vaterlandes voll erhalten bleibt. Darin kann jedoch der Beginn einer wirklichen Angleichung des Arbeitsrechts gesehen werden.

Auf welche Vielgestaltigkeit nationaler, völkischer und rassischer Sonderbedingungen sich ein

Internationales Arbeitsrecht

beziehen wird, das machen die Zahlen aus den Ermittlungen der ILO, der Internationalen Arbeitsorganisation, deutlich. Danach gibt es in Europa rund 190 Millionen Arbeitnehmer (18% der Gesamtheit), in der Sowjetunion 88 Millionen (9%), in Nord- und Mittelamerika 84 Millionen (8%),

in Südamerika 41 Millionen (4%), in Australien-Ozeanien 5 Millionen (1%). Die farbigen Völker stellen in Asien 528 Millionen (51%), in Afrika 89 Millionen (9%). Zusammen handelt es sich um rund 1025 Millionen Arbeitnehmer in aller Welt bei einer Gesamtbevölkerung von 2515 Millionen. Inzwischen dürften sich diese Zahlen (vor allem in Asien, Afrika und Südamerika) bei einer Weltbevölkerung von nunmehr 2,9 Milliarden Menschen um etwa 15 bis 20% erhöht haben.

Aus den ursprünglich 29 Gründerstaaten der ILO von 1910 wurden bis heute über 80 Nationen, die in unterschiedlichem Ausmaß bisher 111 internationale Arbeitskonventionen mit ihrer Unterschrift anerkannten. Seit der

Einführung des Technischen Hilfsprogramms

der Vereinten Nationen hat sich die praktische Arbeit der ILO beträchtlich erweitert mit organisatorischen Schwerpunkten im Bereich der Entwicklungsländer, in Istanbul (Türkei), Bangalore (Indien), Lagos (Nigeria), Lima (Peru) und Mexiko. Auf die farbigen Völker entfielen 1958 etwa 57% aller Ausgaben für Technische Hilfen, auf Lateinamerika 33 und auf Europa 11%.

Wenn die ILO in diesem Sommer auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken konnte, so durfte sie auf die Bilanz dieses Jubiläums stolz sein. Sie wird ihre vielfältigen Anstrengungen fortsetzen und eintreten für: Freiheit der Meinungsäußerung und Vereinigungsfreiheit als Voraussetzung des Fortschritts zu menschenwürdigen internationalen Arbeitsbedingungen. Sie bekämpft die Armut, denn „wo immer sie besteht, gefährdet sie den Wohlstand aller“. Sie vertritt den

Grundsatz sozialer Gerechtigkeit

für die Menschen, „ungeachtet ihrer Rasse, ihres Glaubens und ihres Geschlechtes“, weil diese das Recht haben, „materiellen Wohlstand und geistige Entwicklung in Freiheit und Würde, in wirtschaftlicher Sicherheit und unter gleich günstigen Bedingungen zu erstreben“, wie es in der Verfassung der Internationalen Arbeitsorganisation heißt. „Vertreter der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber finden sich gleichberechtigt mit den Vertretern der Regierungen in freier Aussprache und zu demokratischen Entscheidungen zusammen, um das Gemeinwohl zu fördern.“ Zu diesem Gemeinwohl und dem wohlverstandenen Interesse der modernen Arbeitnehmer und Arbeitgeber aber gehört die internationale Freizügigkeit in Niederlassung und Arbeitsplatzwahl, ein internationales Arbeitsrecht mit weltweiter Geltung im Dienste der Völkerverständigung und im Rahmen einer Menschheit, die ihre Zusammenarbeit in eigenen und gemeinsamen Werkaufgaben festigt.

Der belgische Sozialrechtler R. Geysen forderte kürzlich die Schaffung eines internationalen Gesetzbuches für Arbeitsrecht und eines Obersten Internationalen Arbeitsgerichts. Realisiert werden könnte dieser Plan zunächst nur im Bereich der westlichen Welt. Er berücksichtigt die Tatsache, daß heute bereits Hunderttausende von Menschen ihren Arbeitsplatz von Land zu Land gewechselt haben und daß Millionen ihnen darin wahrscheinlich in der Zukunft folgen werden. Und galt früher die Faustregel, daß vor allem in jenen Berufen, die schwer und gefährlich waren, billige und willige ausländische Arbeitskräfte gesucht wurden, so sind im Rahmen eines scharfen internationalen Wettbewerbs und einer weiterhin andauernden internationalen Wirtschaftskonjunktur heute Arbeitnehmer vieler Berufsgruppen über die Grenzen hinaus zunehmend umworben, vom Facharbeiter bis zum wissenschaftlichen Spezialisten und Manager. Ein Kongreß, der jetzt in Belgien stattfand und an dem über 200 Arbeitsrechtler aus aller Welt teilnahmen, zeigte in diesem aktuellen Zusammenhang auf, daß eine vereinheitlichte internationale

KEINE CHANCE MEHR FÜR EINEN MANN

Die häusliche Behaglichkeit gerät in Bedrängnis. Das Staubtuch regiert, und das Scheuertuch feiert Triumphe. Vorbei ist die Zeit der Ruhe und Besinnung, denn — dem Frühjahrsritus entsprechend — die Zeit der großen Säuberung ist gekommen. Selbst das Tabu des Schreibtisches verliert vor den reinigungsbeffissenen Augen der Hausfrau seinen magischen Schrecken. Durch die offenen Fenster bläst der Frühlingswind mit vollen Backen und ungehindert durch die längst abgenommenen Gardinen. Die Teppichklopfer wirbeln im infernalischen Takt den Todesmarsch der Behaglichkeit, Wasserfluten durchströmen die Wohnung, und wo sie nicht strömen, liegen kopftuchgeschmückte Frauenspersonen auf den Knien, um in dieser Gebetshaltung des Großreinemachens den Parkettfußboden mit gläubiger Inbrunst zu bearbeiten. Die Passionszeit der Männer ist gekommen. Nie fühlen sie sich überflüssiger, nie heimatloser, und nie vermissen sie das anheimelnde Gefühl temperierter Unordnung mehr als jetzt. Ostern naht. Dem Mann bietet sich nicht die geringste Chance.

Frauen, sonst von Scriptor wohlgefällig und schmunzelnd betrachtet, verlieren ihren Liebreiz wie Blüten nach dem Frost. Seltsame Verwandlungen der weiblichen Seele müssen in diesen Tagen vor sich gehen. Der sonst so verheißungsvolle Blick der Frauen weicht einem unruhigen Flackern, einer fieberhaften Erregung. Wehe dem Manne, dessen Tagewerk ihn an sein Heim fesselt, wehe dem Armen, dessen sensible Natur unter dem Reinlichkeitsbedürfnis der Weiblichkeit leidet! Er gerät in äußerste Bedrängnis, seelisch und räumlich. Ihm ist es nicht vergönnt, an einer Stätte zu ruhn! Der Scheuerteufel siegt selbst über Flitterwochen, die Säuberungsaktionen machen nicht halt, ehe nicht der letzte armselige Winkel seiner verstaubten Behaglichkeit entzogen ist und in kaltem Glanze neu erstrahlt.

Unsereins, von Natur aus friedfertig und zur Behaglichkeit neigend, sieht sein nach der Richtschnur des geringsten Arbeitsaufwandes aufgebautes Ordnungsgefüge ins Wanken geraten! Stolz bewies er bisher den Frauen und Zweiflern, daß die Manuskript- und Bücherberge auf seinem Schreibtisch mitnichten (wie von böswilligen Verleumdern behauptet) Hort der Liederlichkeit und Ergebnis einer gewissen Ordnungsmüdigkeit waren — griff er doch stets mit dem sicheren Instinkt des Archäologen aus den Ablagerungen der Zeit das Gewünschte heraus, ein wahrer Schliemann manuskriptophiler Schreibtische!

Apropos Schliemann: Nie hätte eine Frau Troja ausgegraben können! Es wäre gar nicht auszudenken, was geschehen

wäre, hätte eine Frau im Frühling das Großreinemachen jener historischen Stätte begonnen.

O Fluidum meiner Arbeitsstätte!

Welch trauliche Gemeinsamkeit herrschte doch zwischen gefüllten Aschenbechern, unbezahlten Rechnungen, erholungsuchenden Feuerzeugen und ausgedienten Farbbandspulen. Man liebt doch diese Atmosphäre mit der männlichen Leidenschaft für schöpferische Unordnung, die noch immer das „Merkmal des Genies“ war. Schrecklichster aller Gedanken; am leeren, aufgeräumten Schreibtisch arbeiten zu müssen!

Auch Diligentia, die sonst so liebliche Gefährtin, verfällt dem Fluch des Großreinemachens. In häßliche Gewänder gehüllt und mit Eimern, Tüchern und langstielligen Gerätschaften bewaffnet, irrt sie gleich einer Priesterin des Reinemachens ruhelos von Stube zu Stube. Die wunde Seele schreit auf beim Anblick der Zerstörungen, die sie auf seinem Schreibtisch anstellt. Da werden die tertiären Schichten mit den Ablagerungen der Steinzeit munter vermischt, mit eilenden Händen nach irgendwelchen Buchstabenfolgen in öde Briefordner geklemmt und somit dem forschenden Zugriff unserer Männerhände ein für allemal entzogen. Und dann — Gotteslästerung im Bücherschrank! Finsterstes Kapitel vorösterlicher Reinigungswut! Diligentia ergreift Schopenhauer und schlägt ihn gegen Malaparte, daß dicke Staubwolken aufwallen. So paart sie Rilke mit Hemingway und prügelt Nietzsche mit Remarque. Der alte, gute Homer löst sich beim Zusammenprall mit Sartre endgültig aus seinem Einband, und der etwas brüchige Kant unterliegt der Stoßkraft von Morgensterns „Galgeliedern“. Es dauert viele Stunden, bis die Welt des Geistes wieder die ihr gemäße Ruhe findet. Sie kann sich langsam erholen. Bis zum nächsten Jahr.

Keiner vermag eine Frau von diesem Tun abzuhalten

und sei er ein Herkules der Überredungskunst. Einem atavistischem Trieb folgend, gepackt von den Furien der Säuberung, verliert das vorösterliche Weib alle Gefühle der Rücksicht für Mann und Familie, gibt sie sich hemmungslos dem Rausch des Reinemachens hin, wie weiland die Hexen dem Blocksbergtanzen.

Männer! Freunde! Mitleidende! Nichts vermögen wir gegen Naturgewalten wie diese zu tun. Uns geziemt die stoische Geduld der Wissenden, denn auf die Zeit des Soda-

geruchs und der Wasserfontänen folgt wieder die Zeit der Behaglichkeit. Bringen wir den Frauen das Frühjahrsopfer unserer Gemütlichkeit, legen wir unseren Hausfrieden für einige Tage auf dem Altar der Säuberung nieder. Wenn auch innerlich ver- und äußerlich gestört, können wir uns doch an dem Gedanken emporranken, daß noch kein aufgewirbelter Staub lange in der Luft gehangen hat und also auch die Tage nicht mehr fern sein werden, an denen die frühlingshafte Verwirrung unserer Frauen schicksalhaft wieder in normale Verrichtungen einmündet.

Dann wird sich der Staub wieder senken, die Aktenberge werden wieder wachsen, und kostbare Patina der Zeit wird wieder Besitz von unseren Schreibtischen und Bücherschränken ergreifen.

Trösten wir uns, Freunde, auch Rom hat die Barbaren überlebt und San Franzisko das Erdbeben. Laßt uns somit geläutert aus dem Fegefeuer des Großreinemachens emporsteigen in das Paradies der Gemütlichkeit.

Es ist eine reine Nervensache.

Walter Hölkeskamp:

UNSERE HÜTTEN- MÄNNER BRAUCHEN WOHNUNGEN



Kaufmann und Techniker besprechen ein Wohnungsbauprojekt und seine Finanzierung. Von links: Bürovorsteher Alfred Weber und Architekt Georg Brunner

Der Wohnungsbau
unserer Hütte
in der Nachkriegszeit

Die verheerenden Folgen des zweiten Weltkrieges waren bei der Westfalenhütte, die zu fast 70 v. H. zerstört wurde und deshalb ab November 1944 keine Produktionsmöglichkeit mehr hatte, auch im Wohnungsbau besonders groß. Durch wiederholte Bombenangriffe auf Hoesch-Benzin und das Werk wurde das gesamte „Hoesch-Viertel“ und damit Tausende Wohnungen unserer Mitarbeiter ausgebombt. Die Not war sehr groß. Die Beseitigung der Schäden hält noch heute an.

Eine planvoll gesteuerte Wohnungsbautätigkeit konnte erst nach der Währungsreform beginnen. Die bis dahin gemachten Anstrengungen und Aufwendungen waren zwar auch ganz erheblich, sie beschränkten

sich aber — der gegebenen Situation entsprechend — vorwiegend auf Instandsetzung („Bewohnbarmachung“) teilzerstörter Wohnungen. Hierzu sei erläuternd folgendes bemerkt:

Vom Hoesch-Wohnungsbestand wurden nach dem Kriege — bei der Entflechtung — durch die Hütte 1271 Wohnungen übernommen. Ein großer Teil dieser Wohnungen war ganz oder teilzerstört. Bis zur Währungsreform wurde für die Bewohnbarmachung teilzerstörter Wohnungen ein Betrag von 348 043,67 RM aufgewandt, und zwar vorwiegend für Wohnungen in werkseigenen Häusern.

Schon kurz nach der Währungsreform stellte das Land Nordrhein-Westfalen Sonder-Landesmittel, u. a. auch

für „Stahlarbeiter“, bereit. Nunmehr ließ sich eine verhältnismäßig umfangreiche Wohnungsbauplanung festlegen.

Seit 1949/50 wurden von der Hütte

jährlich rund 400 Wohnungen geplant und gebaut,

teils im werkseigenen, teils im werksgeförderten Wohnungsbau. Diese Zahl hat sich in den letzten Jahren etwas verringert. Insgesamt sind seit der Währungsreform bis Ende 1959 etwa 3400 Wohnungen durch uns gebaut oder finanziert worden. Eingeschlossen darin sind auch solche Wohnungen, zu deren Beschaffung wir Darlehen an einzelne Werksangehörige gegeben haben. Insbesondere in den ersten Jahren nach der Währungsreform wurden durch Werksangehörige Wohnungen unter Einschaltung erheblicher Selbsthilfearbeit wiederhergestellt. Die benötigten Barmittel wurden werksseitig verfügbar gemacht.

Die Gesamtzahl der finanzierten Wohnungen gliedert sich auf in WE = Wohnungseinheit:

- | | |
|--|---------------------|
| 1. Wiederaufbau von werkseigenen Wohnungen (einschließlich einiger Neubauten) | 364 WE |
| 2. Wiederaufbau und Neubau werksgeförderter Wohnungen bei Wohnungsbaugesellschaften | 1758 WE |
| 3. Wiederaufbau und Neubau werksgeförderter Wohnungen bei privaten Hausbesitzern | 334 WE |
| 4. Darlehensgewährung zur Schaffung von Eigenheimen und Siedlerstellen (einschließlich Werksiedlung) | etwa 346 WE |
| 5. Einzeldarlehn an Werksangehörige zur Beschaffung von Einzelwohnungen | etwa 598 WE |
| | <u>etwa 3400 WE</u> |

Im Geschäftsjahr 1958/59 wurden

fertiggestellt etwa 302 WE

Im Bau befanden sich zur Jahreswende etwa 47 WE

In der Planung befinden sich weitere 53 WE

Von dem Großobjekt der Hoesch AG an der Akazienstraße mit 259 Wohnungen in Reihen-Einfamilienhäusern und Hochhäusern erhält die Hütte rund 200 Wohnungen. Wegen der Besonderheit dieses großen Bauvorhabens, das angelaufen ist, wird hierüber noch berichtet werden.

Für den werkseigenen und werksgeförderten Wohnungsbau einschließlich privater Eigentumsmaßnahmen der Werksangehörigen wurden seit der Währungsreform etwa

18 Millionen DM Werksmittel aufgewandt.

Die Werksmittel, die für den Wohnungsbau aufgewandt wurden, umfaßten zum geringen Teil auch Darlehn an Eigentümer solcher Wohnhäuser, die dringende Reparaturen am Hause zur Erhaltung der Bewohnbarkeit ausführen lassen mußten; solche Darlehn wurden allerdings nur gewährt, soweit andere Finanzierungsquellen nicht herangezogen werden konnten.

Im Rahmen unserer Wohnungsbaubemühungen wurde auch dem Siedlungsbau besondere Aufmerksamkeit gewidmet, davon geben obige Zahlen Rechenschaft. Neben der vor dem Kriege errichteten „Springorum-Siedlung“ wurde in Kirchderne eine neue Werksiedlung, die „Franz-Zimmer-Siedlung“, bereits 1949/50 in Angriff genommen. Anfangs wurden nur sogenannte Siedlerhäuser, später auch Eigenheime, oft als Reihenhäuser, errichtet. Diese Siedlung umfaßt z. Z. 179 Eigenheime und Siedlerstellen mit insgesamt 325 Wohnungen. Innerhalb des Siedlungsgeländes wurden außerdem 78 Mietwohnungen über unsere Wohnungsbaugesellschaft „Westfalia“ errichtet. In Kirchderne steht noch

Obmann Heinz Stang, die Betriebsratsmitglieder Walter Jendhoff, Hermann Hoffmann und Walter Adelt, Betriebschef des Bauhofes und der Wohnungswirtschaft Dipl.-Ing. Jensen; in der Mitte stehend Bürovorsteher Otto Poelk





Westfalenburg: einer der Kinderspielplätze

ausreichendes Gelände zur Verfügung, um noch etliche Jahre Bauabschnitt auf Bauabschnitt folgen zu lassen. Jährlich sollten etwa 10—20 Häuser errichtet werden. Mangels ausreichender Landesmittel konnten im letzten Jahre nur 8 Eigenheime gebaut werden, im Frühjahr 1960 soll ein weiterer Abschnitt von 8 Häusern (6 Eigenheime und 2 Siedlerstellen) erstellt werden. Die Landesmittel für Eigentumsmaßnahmen müssen wir teilweise auch für solche Eigenheime einsetzen, die von Werksangehörigen auf eigenen Baugrundstücken errichtet werden.

Die Baulandnot

bereitet den für die Wohnungsbeschaffung Verantwortlichen größte Sorgen. Der Mietwohnungsbau bei unserer Hütte konnte in der Vergangenheit zu ungefähr 37% auf hütteneigenem Gelände (einschließlich Erbbaurecht zugunsten der Wohnungsbaugesellschaft „Westfalia“) durchgeführt werden. In Werksnähe steht nur noch wenig Baugelände zur Verfügung. Der Wohnungsbau wird sich mehr und mehr auf benachbarte Vororte bzw. unseren dort befindlichen Grundbesitz verlagern müssen. Um in den kommenden Jahren Wohnungen für alle Wohnungssuchenden errichten zu können, wird man den Wohnungsbau anderer Wohnungsbaugesellschaften sowie den privaten Wohnungsbau mit einschalten müssen.

Nachdem mit Wirkung ab 1. 1. 1959 die bis dahin vom Staat gewährten 7c-Steuervergünstigungen für den Mietwohnungsneubau in Fortfall gekommen waren, ist die Darlehensgewährung für diese Baumaßnahmen nur noch unter erschwerten Bedingungen möglich.



Ausschnitt aus dem 1958 fertiggestellten großen Mietwohnungskomplex Westfalenburg mit 284 Wohnungen





Links:

Mietwohnungen
am Nußbaumweg

Eigenheime in der
Franz-Zimmer-
Siedlung

Mietbauwohnungen
am Apfelbaumweg

Rechts:

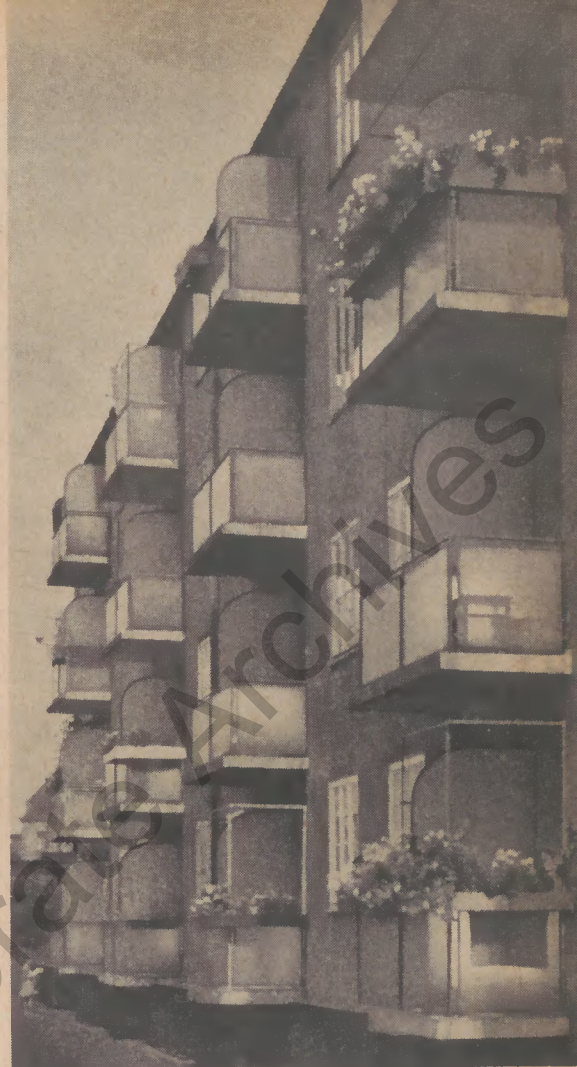
Mietwohnungsbau
an der Heimbaustr.

Mietwohnungen
in der Franz-
Zimmer-Siedlung

Unten:

Siedlerstellen in der
Franz-Zimmer-
Siedlung

Fotos: Angenendt



Voraussetzung: Öffentliche Mittel

Wenn auch durch die Bereitstellung entsprechend hoher Werksmittel die oben angegebene Zahl von Wohnungen je Jahr erreicht werden konnte, so ist und bleibt doch eine wesentliche Voraussetzung zur Vollfinanzierung eines Hauses im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues die Bereitstellung entsprechender Landesmittel. Diese Landesmittel wurden bisher als Sondermittel in gewissem Umfange von der Landesregierung bereitgestellt. Die zugeteilten Landesmittel ließen jedoch meist nur die Errichtung von jährlich höchstens 200—250 Wohnungen, in den letzten Jahren noch weniger, zu. Durch Einschaltung einiger anderer Möglichkeiten ist trotzdem die angegebene Zahl von Wohnungen je Jahr im Durchschnitt ungefähr erreicht worden.

Trotz größter werksseitiger Bemühungen und Aufwendungen

ist die Situation im Wohnungssektor der Hütte nach wie vor als ausgesprochen schlecht zu bezeichnen. Dies ist einmal auf die besonders starken Zerstörungen der Wohnungen der Belegschaft während des Krieges zurückzuführen. Zum anderen muß berücksichtigt werden, daß die in den Jahren nach dem Kriege neu eingestellten Werksangehörigen zum großen Teil ohne Wohnung waren. Ein weiterer nicht unerheblicher Zu-

gang von Wohnungssuchenden ist durch erfolgte Eheschließungen zu verzeichnen.

In welchem Maße die Zahl der Wohnungssuchenden bei uns trotz intensiver Wohnungsbautätigkeit angestiegen ist, zeigen folgende Zahlen:

1660 Wohnungssuchende.

1948 waren bei einer Belegschaftsstärke von etwas über 7000 etwa 650 Wohnungssuchende gemeldet; 1953 hatte sich die Belegschaft auf etwa 12 000 erhöht, zu dieser Zeit waren rund 2000 Wohnungssuchende gemeldet. Heute beläuft sich die Zahl der Wohnungssuchenden auf etwa 1660 bei einer Belegschaft von etwa 15 000.

Unter den 1660 Wohnungssuchenden befinden sich rund 850, also über 50%, dringende Notfälle. Obwohl immer wieder versucht wird, besonders krasse Wohnungsnotstände zu bereinigen, gibt es noch Zustände, deren sofortige Änderung geboten ist. Bei den entsprechenden Bildern — wir könnten viele solcher Bilder zeigen — ist das Wohnungselend deutlich erkennbar.

Das ist Wohnungsnot

Aus der folgenden Zusammenstellung läßt sich dieser Wohnungsnotstand unserer Hüttenarbeiter ablesen:

Es haben	Familien mit								Familien insgesamt
	2	3	4	5	6	7	8	9	
	Personen								
keinen Wohnraum	248	135	15	5	—	1	—	—	404
1 Zimmer	88	102	38	4	1	1	—	—	234
2 Zimmer	—	—	153	46	12	3	2	2	218

Als Erläuterung muß hierzu bemerkt werden, daß die angegebenen Wohnungen bzw. Zimmer sich zum Teil in abbruchreifen oder feuchten Behelfsheimen, Anbauten, umgeauten Ställen oder Notunterkünften anderer Art befinden.

Die Wohnungsnotstände unserer Stahlarbeiter müssen als

ernstes Problem

gesehen werden. Die Hüttenarbeit ist schwer. An die Arbeitsleistung werden hohe Anforderungen gestellt. Die ständigen Wechselschichten erfordern zwingend, daß auch am Tage eine ausreichende Schlafmöglichkeit gegeben ist; diese Möglichkeit aber ist bei beengten oder ausgesprochen notdürftigen Wohnverhältnissen einfach nicht vorhanden. Das ist nicht nur leistungsschwächend, sondern steigert erheblich die Unfallgefahr — nicht nur für die Betreffenden selbst, sondern gerade auch für die Arbeitskollegen und für den ganzen Betrieb.

Gemeinsame Anstrengungen

aller sind zwingend erforderlich, um die bestehende Notlage hinsichtlich ausreichender Wohnungen schnellstens zu beheben. Die Hütte hat, wie dargetan wurde, sehr viel in der Beschaffung von Wohnungen geleistet.

Aber ihre Leistungsfähigkeit ist begrenzt. Allein kann sie es nicht schaffen. Das Wiederaufbauministerium Nordrhein-Westfalen und die Stadt Dortmund sollten ihr helfen, die Wohnungsnot der Hüttenmänner zu bannen. Gerade bei der eisenschaffenden Industrie — als einer Grundstoffindustrie und für das Volksganze wichtigen industriellen Ausgangsproduktion — müßte alles getan werden, um die volle Schaffenskraft der Belegschaften zu ermöglichen und zu erhalten.



Man soll nicht nur das Schöne sagen und zeigen –



so „wohnen“ noch schwerarbeitende Hüttenmänner





Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer

ERICHT DES ETRIEBSRATES

In der sehr gut besuchten Belegschaftsversammlung vom 17. Februar — etwa 9000 Teilnehmer — dankte Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer nochmals dem Arbeitsdirektor i. R. Alfred Berndsen im Namen der Belegschaft für seine erfolgreiche Tätigkeit. Er begrüßte den neuen Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp sehr herzlich, wünschte ihm für seine neue Aufgabe viel Glück und hob hervor, daß eine gute Zusammenarbeit dem Werk und allen Mitarbeitern zum Nutzen sein werde.

Die Lage des Unternehmens

sei anhaltend gut. Im letzten Vierteljahr hat die Zahl der Belegschaftsmitglieder um 302 auf 15285 Arbeiter und Angestellte erhöht werden können. Die Rohstahlerzeugung erhöhte sich auf 196000 Tonnen. Das Thomaswerk hatte im Oktober den bisher höchsten Stand mit 104740 Tonnen. Die höchste SM-Erzeugung erreichten wir im November mit 89150 Tonnen; das Stahl-

werk III erreichte allein 31120 Tonnen und überbot damit alle bisherigen Monatsleistungen. Die Beschäftigung in den nachgeschalteten Betrieben sei überall gleich gut. Wir befänden uns in jedem Falle in einer Zeit der Hochkonjunktur; es seien auch keine Anzeichen vorhanden, daß diese umschlagen würde.

Pfeiffer ging auf weitere Auf- und Ausbauten innerhalb der Hütte ein: „Wenn unsere Vertreter in den Beiräten und Aufsichtsräten Investitionen zur Erhaltung unserer Arbeitsplätze, zur Modernisierung der Produktionsstätten, zur Steigerung der Kapazität zustimmen, dann ist das richtig. Für uns erheben sich aber die Fragen: Wie hoch ist unser Anteil am Sozialprodukt und ist unser Lohn, gemessen an den Verdiensten der Gesellschaft, in einer richtigen Relation?“ Aber Lohnfindungen könnten nicht allein die Betriebsräte betreiben, „das ist auch nicht unsere echte Aufgabe; denn das ist die Aufgabe der Tarifpartner“.

Die Arbeitszeit- und Lohnabkommen

würden am 30. Juni auslaufen. „Und für uns erhebt sich die Frage: Was tun? Ich bin der Auffassung, daß unsere Organisation bei der jetzigen Situation bei Eisen und Stahl das Hauptaugenmerk auf eine klassische Lohnforderung stellen muß, und zwar in einer Höhe, die auch zu realisieren ist. Die Höhe der Forderung kann von unserem Wirtschaftswissenschaftlichen Institut in Köln ermittelt werden. Dabei soll und darf nicht vergessen werden, weitere Arbeitszeitverkürzungen mit vollem Lohnausgleich anzustreben, weitere Verbesserungen der Tarifbestimmungen und des Manteltarifvertrages zu fordern. Durch eine echte Lohnerhöhung muß erzielt werden, daß eine bessere Relation zwischen Gewinn der Gesellschaften und Entlohnung der Arbeitnehmer geschaffen wird. Hoffentlich bleiben die Preise stabil; aber das muß Aufgabe unserer Politiker bleiben.“



In regelmäßigen Besprechungen

mit Arbeitsdirektor Hölkeskamp, in Betriebsrats-, Kommissions- und Ausschusssitzungen seien alle anfallenden Fragen behandelt worden. „Es konnte nicht immer eine Einigung mit dem Vorstand erzielt werden, aber im allgemeinen können wir mit dem Ergebnis unserer Arbeiten zufrieden sein.“

Die analytische Arbeitsplatzbewertung solle nunmehr angeblich im Herbst abgeschlossen sein. „Naja, warten wir auch noch den Herbst ab; ich jedenfalls glaube nicht daran. Und ob der Betriebsrat nach Fertigstellung der Arbeiten mit dem Vorstand eine diesbezügliche Betriebsvereinbarung abschließt, steht noch nicht fest; aber darauf kommen wir nötigenfalls noch zurück. Der Betriebsrat strebt Möglichkeiten an, mit dem Direktorium zu verhandeln, die uns Gelegenheiten schaffen sollen, wegen Lohnregulierungen vorstellig werden zu können. Arbeitsdirektor Hölkeskamp teilte uns mit, daß da, wo offensichtlich solche Regulierungen berechtigt er-

scheinen, diese auch behandelt werden sollen. Wir müssen nun Vergleiche ziehen.

Stellen wir fest, daß Betriebsabteilungen im Vergleich zu anderen nicht richtig entlohnt werden, dann wird dieses sofort bereinigt. Wie in den Vorjahren, soll auch in diesem Jahr die Umgruppierung der Handwerker erfolgen. Auch hier hat der Betriebsrat eine andere Vorstellung als die Vertreter der Werksleitung vom Büro Lohn- und Tarifwesen. Unsere Auffassung darüber haben wir in einer Betriebsrats-sitzung, an der Arbeitsdirektor Hölkeskamp teilgenommen hat, klar und eindeutig zum Ausdruck gebracht. Hoffen wir, daß unseren Kollegen der Lohnkommission die notwendigen Erfolge möglich werden.

Der Betriebsrat steht entschlossen hinter ihnen; denn in dieser Frage gibt es keine Meinungsverschiedenheiten.“

Der Unfallverhütung

möge jeder eine erhöhte Aufmerksamkeit widmen. Pfeiffer nannte die Unfallzahlen

der letzten Monate. „Ein großer Teil der Verletzten sind Kollegen, die hüttenfremd zu uns gekommen sind. Diese kannten die Gefahren nicht genügend. Es ist unsere Pflicht, sich dieser neu zu uns kommenden Belegschaftsmitglieder anzunehmen und sie auf die drohenden Gefahren aufmerksam zu machen, damit helfen wir ihnen vor Not und Sorge.

Durch die Unterstützungseinrichtung

wurden in der Berichtszeit in 432 Fällen Notlageunterstützungen im Betrage von insgesamt 24977,92 DM gewährt. Dazu kommen noch Lebensmittel- und Textilscheine im Werte von 2909,58 DM. Bei 237 durch unsere Betriebskrankenkasse, der LVA und BfA durchgeführten Kuren wurden Textilbeihilfen im Werte von je 100,— DM = insgesamt 23700 DM zur Auszahlung gebracht.

79 vom Werksarzt untersuchte Kinder konnten zu einer 6wöchigen Kur in Kinderheime entsandt werden.





Bei dieser Gelegenheit dürfte von Interesse sein, daß die Unterstützungseinrichtung der Hoesch-Westfalenhütte GmbH im Berichtszeitraum ihr 10jähriges Bestehen hatte.

In gemeinsamen wöchentlichen Sitzungen der Geschäftsführung und des Beirates der Unterstützungseinrichtung werden alle von der Werksfürsorge vorbereiteten Anträge eingehend geprüft und entschieden. Diesem Beirat gehören die Kollegen Latta, Erlenhofer, Thiesbrummel und Pfeiffer an.

In den vergangenen zehn Jahren

konnten durch die Unterstützungseinrichtung bewilligt werden:

- a) für insgesamt 22.200 zu Erholungsaufenthalten verschickte Belegschaftsmitglieder die Summe von 2451837,94 DM;
- b) in 19558 Nottfällen (bei Krankheit usw.) Beihilfen in Höhe von 1030977,87 DM;
- c) in 5319 Fällen Textilbeihilfen (vorwiegend anlässlich Kuren usw.) von 378644,59 DM.

Diese Zahlen beweisen wohl am besten, wie segensreich sich die Unterstützungseinrichtung für unsere Belegschaft ausgewirkt hat."

Nachdem Albert Pfeiffer auf einige soziale Maßnahmen eingegangen war und vor allem auf die

schwere Wohnungsnot

hingewiesen hatte, wandte er sich gegen den vom Minister für Arbeit und Sozialordnung vorgelegten Entwurf des Krankenversicherungs-Neuregelungsgesetzes.

Abschließend erklärte Pfeiffer: „In den nächsten Tagen beginnen die Vertrauensleuteneuwahlen. Hierzu habe ich noch eine Bitte: Liebe Kolleginnen und Kollegen, gebt denen euer Vertrauen, die auch bereit sind, sich in ihrer Freizeit für die Forderungen unserer Organisation IG Metall im Interesse der Arbeitnehmer einzusetzen. Dazu sage ich ein herzliches Glück auf!"

Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp

stellte sich der Belegschaft vor und äußerte sich zu einigen im Bericht des Betriebsratsvorsitzenden Pfeiffer angeschnittenen grundsätzlichen Fragen, so zu den Arbeitszeit- und Lohnabkommen, zum Sicherheitswesen und zur Einstellung von Belegschaftsmitgliedern der Zeche Kaiserstuhl. Es seien bereits über 200 „Kaiserstühler“, unter ihnen 15 Angestellte, eingestellt worden. Weitere Einstellungen würden vorgenommen. Zur Lösung der Wohnungsnot seien in den nächsten Jahren umfangreiche Bauvorhaben notwendig. Er strebe Verhandlungen an, um größere Unterstützung vom Land und den Gemeinden zu erhalten.

Und drinnen waltet die züchtige Hoesch-Frau

Wagemutige Gründer waren „gute, umsichtige, friedsälige Hausväter“

Der Vorname Jeremias, der in so vielen Generationen der dem Eisen verschworenen Familie Hoesch wiederkehrt, erinnert daran, daß sein erster Träger, Jeremias Hoesch d. Ä. (1568—1643) ihn „der vielen ausgestandenen Trübsalen“ wegen bekam, die sein Vater Lenart und seine Mutter Johenne geb. Bertolf auf ihrer Flucht „vor den Häschern Albas“ von Aachen nach Frankenthal erlebten. Wenn die Familienlegende sagt, daß sie ihren Sohn während der Flucht „unter einer Eiche“ geboren habe, dann muß Frau Johenne, die nach dem Tode des „Baumeisters Lenart Hoesch“, ihres Mannes, 1578 den Rhein wieder „herabkam“, eine beherzte Person gewesen sein. Auch dann, wenn sich bei näherer Prüfung herausstellt, daß Jeremias d. Ä. in Frankenthal sowohl geboren als auch getauft worden ist. „Die Geburt unter der Eiche ist als eine an des Eichelwappen der Familie Hoesch angeknüpfte Wappensage unschwer zu erkennen“, sagt der Biograph Justus Hashagen in seiner „Geschichte der Familie Hoesch“, der wir Angaben und Bilder der Hoesche und derjenigen ihrer Frauen entnehmen, die als besonders „ehr- und tugendtsam, zärtlich, musterhaft, aufopferungsfreudig, anziehend, bezaubernd, tüchtig, tapfer und klug“ geschildert werden.

„Geschäftlich tatkräftige Frauen,

und besonders natürlich Witwen, sind gerade in Industriefamilien eine weiterverbreitete, geradezu stehende Erscheinung.

Die ältere Linie der Familie Hoesch wählt mit wenigen Ausnahmen die Gattinnen... aus den Kupfermeisterfamilien.“ Jeremias Hoesch holte sich seine Frau Agnes Hanssen (1578—1653) aus einem Aachener Hause, das „uff dem Isen“ oder „auffen sogenannten Eisen“ hieß. Die Hanssens waren eine begüterte Familie. Sehr wahrscheinlich hat Agnes ihrem Manne einen Kupferhof in die Ehe gebracht, der wegen Feuersgefahr außerhalb der mittleren Stadt lag. In diese „ihre uf St. Johansbach gelegene Wohnbehaußung, die Rode Pfortt genandt“, zog Agnes Hoesch geb. Hanssen sich zurück, nachdem 1643 der

frühe Tod ihres ebenso pflichttreuen wie tüchtigen und erfolgreichen Mannes sie zur Witwe gemacht hatte. Da mag sie manch liebes Mal sorgenschwer auf den Johannesbach hinausgesehen haben, der Mühlen aller Art trieb und auch für sie allein fünf Mühlen in Gang hielt: Sie hatte Sorgen mit ihrem Pächter. Nicht nur das. Sie hatte Ärger mit ihm und über ihn und durch ihn, und jahrelang mußte sie gegen ihn einen Prozeß führen, der in dritter Instanz bis vors Reichsgericht in Speyer führte.

Die ehr- und tugendtsame Fraw Agnes Hanssen, Wittibe Jeremias Hoesch,

schreibt an den Reichsabt Franz Heinrich von Pützfeld, er möge ihr zu Hilfe kommen, „damit ich bedrubte Wittibe dergestalt, unschuldigerweiße nicht möge unterdruckt werden, ein solches... auch dem getreuen Gott ahngenehm sein wirdt, alß werde ichs auch die Tag meines Lebens zu ruhen und zu ernennen wissen. Ew. Hochwürden underthanige Agnieß Hoesch.“

Im Verlaufe des Prozesses kommt es zu erregtem Wortwechsel („keifflich Wort“). Schließlich hat der Pächter „Agnieß Hoesch außer dero Kupfermühlen ausgestoßen“. Ihr Sohn Jeremias, der leidenschaftlich für seine Mutter eintrat, mußte sogar handgreiflich kämpfen und wurde mit einer Heugabel durchs linke Bein gestochen. Als sie, fünfundsechzigjährig, starb, wurden aus dem Nachlaß der „beträchtlich angesehenen“, frommen und für ihre Familie mit einem Gebetbuch in der Hand gemalten Stammutter der Hoesch „wertvolles Leinenzeug und Kupfergerät“, ferner „ein groß altt Psalmenbuch“ besonders erwähnt.

„Imstande, die Geschäfte selbständig weiterzuführen“,

war auch die Frau Jeremias des Jüngeren (1610—1653), Kathrina Prym aus Aachen, „da sie schon zu Lebzeiten des Gatten in seine Arbeit eingeweiht gewesen ist, wie sie denn auch in den Verträgen fast stets an der Seite des Gatten erscheint. Der

frühe und unerwartete Tod des jüngeren Jeremias, des „Reitmeisters“ und Eisenmannes, war ein Unglück für seine Familie, zumal seine Söhne bei seinem im Jahre 1653 erfolgten Tode noch unmündig waren.“ Frau Kathrina war nicht nur in die Arbeit ihres Mannes eingeweiht gewesen, sondern sie kannte sich auch im Prozeßführen aus, weil sie ihrer Schwiegermutter während des Rechtsstreits getreulich zur Seite gestanden hatte. Als „Wittib Husch“ machte ihr der Kampf um Erbe und Eigenes schwer zu schaffen. Aber sie nahm sich die Zeit, ihren Sohn Jeremias, den dritten Jeremias, in alle ihr geläufigen Handelspraktiken einzuweisen. Als alter Mann noch erzählte er gern, er hätte „sein Lebtag nicht gelernt, ein Kauffmannsbuch zu gühren; sondern er hette alß ein treuen Handelsman jederzeit seinen Handelsleuhten (Kunden) die Credita sowohl als darauff beschehene Zahlungen zu Buch gesetzt, gleich er von seiner Mutter seel. gelehrt worden.“ Die „Wittib Husch“, die 1681 auf dem Junkershammer starb, mag ihren Sohn auch bewogen haben,

eine Vernunftthe zu schließen.

Johanna Peltzer, die beträchtlich älter war als der dritte Jeremias (1641—1716), brachte ihrem vierundzwanzigjährigen Ehemann allerdings ein Heiratsgut mit, das mit Gold nicht aufzuwiegen war: den Frieden mit dem Prozeßgegner, aus dessen Familie sie stammte. Vier Jahre, nachdem sie 1679 auf dem Junkershammer gestorben war, heiratete der dritte Jeremias Catharina Maria Thiens, eine Kupfermeisterstochter, „zur Ehren Gottes und Vermehrung des menschlichen Geschlechts“. Es wurde ein umständlicher Ehevertrag aufgesetzt:

„Erstlich so wollen beyde künftige Eheleuthe ihren vorhabenden ehlichen Standt christlichem Brauch nach... einsegnen laßen und in selbigem Standt, wie christlichen Eheleuten geziemet, fein fried- und sälig leben“, zweitens „bringt die Junger Brauth... vor ein Heyratsgab... R. 1500, sodan die... habende Kleinodien, Mobilien und sonsten“, drittens „stirbt Jeremias ohne Erben vorher, so erhält die



Jeremias Hoesch der Ältere (1568—1643)

Agnes Hanssen (c. 1578—1653)



Witwe ihre Mitgift zurück“; viertens „stirbt die Brauth vorher, so fallen nur R. 500 zurück“.

Die Braut starb „vorher“

Die 1650 geborene Catharina Maria wurde nur dreiundvierzig Jahre alt, und der dritte Jeremias war noch zwanzig Jahre lang Witwer. Unter den elf Kindern aus diesen beiden Ehen trug der älteste Sohn, der vierte Jeremias, ein besonders schweres Schicksal: „Er hatte das Unglück, da er im Dunklen von Aachen nach dem Junkershammer ritt, einen guten Freund, der ihm unbedachtsamer Weise in die Zügel fiel, und den er deßwegen für einen Räuber hielt, zu erschießen. Dieser Zufall machte ihn lebenslänglich schwermütig.“ Er war lange im Geschäft seines Vaters als Reisender tätig und starb unverheiratet.

„Die zärtlichste Liebe hat unsere Herzen vereint“

schrrieb Anno 1786 Eberhard Hoesch von Schneidhausen (1756—1811) an den Beginn seiner kleinen Familienchronik. Er war glücklich, denn er wollte und durfte, dreißigjährig, in Düren Sara Schleicher heiraten, die Tochter eines Stolberger Kupfermeisters. „Nächstens soll dies sanfte Band mit Genehmigung beiderseitiger Eltern durch priesterliche Einsegnung geknüpft werden.“ Kein Wunder, daß er sich freute. Seine Frau war „eine der verständigsten und liebevollsten Frauen und ein Bild wahrer Herzensgüte“. Aber auch sie hätte sicherlich keinen besseren Mann finden können als den „sehr würdigen, thätigen, liebevollen Mann, Gatten, Vater, Bruder und Freund“, als der ihr Eberhard geschildert wird.

Diese beiden, von denen weder Bilder noch Gräber erhalten sind, durften immerhin achtundzwanzig Jahre miteinander glücklich sein. Dann aber griff das Schicksal hart zu: Sara starb an „Magenhärtung“, am „kalten Brand, den sie im Leibe hatte“.

Fast acht Jahre lang verlobt

war der siebente Jeremias Hoesch (1767 bis 1853), ehe er 1792 Elisabeth Peltzer von dem Kupferhofe der Scheuer heiraten durfte. Die Abneigung seines Vaters hatte ihren Grund nicht etwa in den alten Prozeßgeschichten, an die der Name Peltzer flüchtig gemahnen könnte: Der Junge, der seine Elisabeth mit siebzehn Jahren kennengelernt hatte, erschien ihm noch lange nicht reif genug für eine feste Bindung. Er sagte also nein. Der Sohn schüttelte einer Tante, die sein Vertrauen besaß, sein Herz aus. Vergeblich. „Ich bitte dich“, schrieb die Tante zurück, „hänge dich noch nicht fest an ein Mädchen! Laß die flüchtige Jünglingsliebe vorbeirauschen! Glaube, es ist noch flüchtige, nicht gesetzte Liebe!...

Dein Brief sagt mir gar, als wenn Du mit dem Mädchen schon versprochen werest, welches ich doch nicht hoffen werde ohne Vorwissen Deiner Eltern. Wie würdest Du einen Vater dadurch betrüben, der sich so viel Mühe gegeben . . . Dein Pappa . . . sagte, daß er es nimmer zugeben könnte. . . Er könne seinen Willen nicht geben, Dich unglücklich zu machen . . .“

Es war aber doch eine „gesetzte Liebe“

„Durch wahre Freundschaft und die zärtlichste Liebe unzertrennlich miteinander vereint, sehnten wir uns lange schon nach dem feierlichen Tage, wo der Bund unserer Herzen zum Vergnügen der Eltern und nächsten Anverwandten durch priesterliche Einsegnung bestätigt würde“, heißt es in ihrer Heiratsanzeige, allen Vermutungen elterlichen Miß„vergnügens“ zum Trotz.

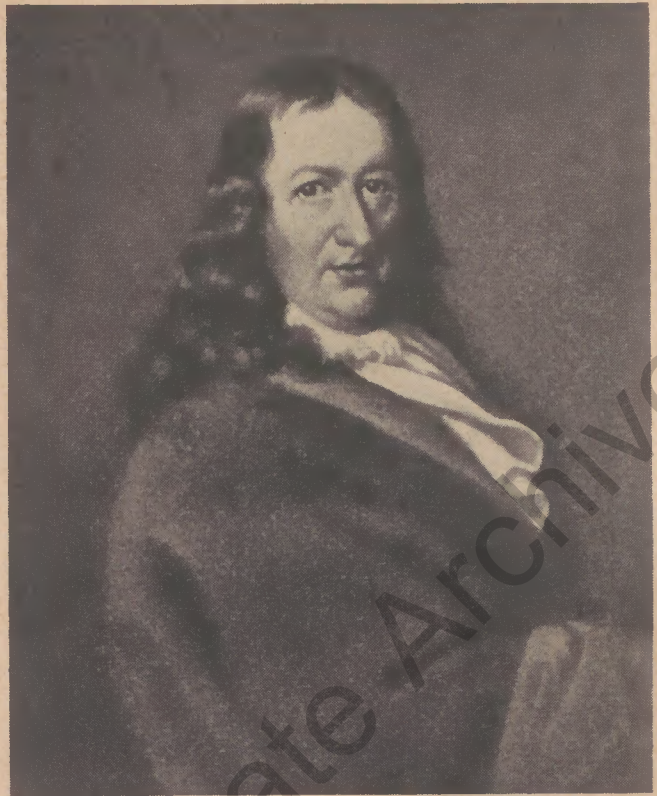
Eine spätere Eintragung klingt sehr viel trauriger. Da schreibt ein verzweifelter Witwer der Liebe seines Lebens einen Nachruf, der den Rückblick auf einundvierzig glücklich miteinander verbrachte Jahre in einen Satz faßt: „1833 May 5 mittags starb meine liebe Gattin, . . . nachdem sie seit zwei Jahren und früher schon an einer offenen Beinwunde und rheumatischem Hüftenweh schmerzhaft gelitten, doch dabei bis zum zweiten dieses ihre häuslichen Geschäfte mit allem in den einundvierzig Jahren unserer friedlichen Ehe stets bewiesen Eifer musterhaft versorgt, nach innerlichen Krämpfen und bald darauf erfolgtem Nervenschlag, betrauert von mir und unseren (acht) Kindern, für die sie nur liebevoll zu leben bedacht war. Ach! mir fehlt ihr treues Walten. Ihre Sorge wacht nicht mehr! . . . Ich blicke jetzt mit Resignation auf das Grab der Theuren, durch deren Verlust ich auch eine Welt verlor . . . Nicht mehr ihr leidender Körper, sondern ihr davon nach ihrem Wunsche befreiter Geist ist mir gegenwärtig.“

„Ein besonders glückliches Ehe- und Familienleben“

genoß Ludolf Mathias Hoesch (1788—1859), der Besitzer einer von seinem Vater Eberhard 1786 in Schneidhausen angelegten Papiermühle, mit seiner Frau Julie. Seine Enkel bezeugen: „... Gütig und freundlich gegen Jedermann, führte er an der Seite seiner begabten und vornehmen Gattin Julie Schleicher (1793—1868) ein besonders glückliches und inniges Ehe- und Familienleben, dessen Segnungen sich auf seine Kinder übertrugen.“

„Halte Gott in Ehren und deinen Mann im Herten!“

schrrieb 1839 Eberhard Hoesch (1790—1852) an seine Frau Johanna geb. Wuppermann



Der dritte Jeremias Hoesch von Junkershammer (1641—1716)

Johanna Wuppermann (1789—1879)





Johanna Wuppermann
(1789–1879)

(1789–1879). Wiederum hatte hier ein Hoesch (1813) die Tochter eines Kupfermeisters geheiratet, ein Mädchen, das sich als bodenständig, schlicht, fleißig und sehr aufgeschlossen für den im Zeichen des technischen Fortschritts ständig wachsenden Aufgabenkreis ihres klugen Mannes erweisen sollte. In Dingen der Kindererziehung war sie stets einer Meinung mit ihm, so daß er blind Briefe hätte unterschreiben können, die sie etwa an ihren zwölfjährigen Viktor richtete: „Darum plag dich nur tüchtig, damit du recht geschickt wirst und dem guten Vater bald helfen kannst. Du hattest ja immer so viel Lust an die Lendersdorfer Fabrick.“

Da ihres Mannes Verhältnis zu den Arbeitern, „auch wenn diese seit Einführung des Puddelverfahrens in steigendem Maße aus dem Auslande, besonders aus England und Belgien, herbeigezogen werden mußten, patriarchalisch war“, dürfte die kluge und tatkräftige Frau auch zugewandt haben, wo Raum für warmherziges, tatkräftiges weibliches Wirken war, und wenn „persönliche Treue noch anstatt des Tarifvertrages waltete“, so wird das mit ihr Verdienst gewesen sein.



Johanna Maria Hoesch
geb. Schoeller
(1790–1879)

Als einen „guten, umsichtigen Hausvater“

bezeichnete sein Sohn den Teilhaber der väterlichen Firma Eberhard Hoesch und Söhne in Düren, Gustav Hoesch (1818 bis 1885): „Er war noch von der Art der Leute vor der Zeit der Eisenbahnen. Er konnte sich nur schwer zu einer Reise entschließen, blieb daher meistens in seinem Hause in Düren.“ Seine Ehe mit Marie Pfeifer dürfte friedvoll und beschaulich gewesen sein.



Julie Hoesch
geb. Schleicher
(1793–1868)

Auch über Friedrich Viktor Hoesch (1824–1888) und Johanna Luise geb. Nierstras berichtet ein Sohn Gutes aus dem Familienleben: „Er lebte mit seiner Gattin (die er 1863 heiratete) in sehr glücklicher Ehe, die besonders durch gemeinsames Musizieren verschönt wird.“ Als infolge einer Unterleibserkrankung sich bei Frau Luise ein schweres Nervenleiden entwickelte, gab es für ihren Mann keine Freude mehr. „Dieses Unglück seiner Frau begann bald nach Stilllegung des Eschweiler Werkes, das ihm sehr ans Herz gewachsen war und das seine ganze Tätigkeit in Anspruch genommen hatte. Um so stärker konnte es auf ihn wirken, und er wurde denn auch zum stillen, wortkargen Manne, der sehr zurückgezogen lebte. Auch uns Kindern gegenüber war er verschlossen und sehr streng, während er mit großer Liebe an uns hing und zärtlich um uns besorgt war, wie aus seinen Briefen an seine ihm sehr nahestehende Schwester Aline in rührender Weise hervorgeht.“

„Ein Leben ruhiger Zurückhaltung und liebenswürdiger Bescheidenheit“

lebte der große „Naturforscher und gelehrte Techniker“ Eberhard Hoesch (1827 bis 1907) mit seiner Frau Agnes geb. Pfeifer. „Wenn sein nach eigenen Entwürfen in Düren (Aachener Straße 20) erbautes Haus darüber hinaus lange Jahre hindurch Mittelpunkt des gesellschaftlichen und geistigen Lebens der Stadt gewesen ist, so ist das neben seiner eigenen Leutseligkeit und umfassenden allgemeinen Bildung besonders der anziehenden Persönlichkeit seiner hochbegabten Gattin Agnes Pfeifer zu verdanken... Frau Hoeschs bezaubernde Liebenswürdigkeit hat viele im Bannkreis des gastlichen Hauses festgehalten. Ihre Interessen liegen besonders nach der ästhetischen Seite hin. Sie schafft eine Stätte schöner Musikpflege. Lange Jahre ist in ihrem Hause unter Leitung des allbeliebten Musikdirektors Hilger ein jugendlicher gemischter Gesangschor allwöchentlich im Winter in Tätigkeit gewesen.

Auch ein Liebhabertheater gibt unter geschickter Leitung mit vielem Beifall Vorstellungen.

Gemeinsam mit ihrem Manne entfaltet Agnes Pfeifer eine stille Wohltätigkeit und so viele Fürsorge von heute nicht mehr zu beschreibendem Umfange. Nach ihrem Tode am 22. Februar 1902 veranstaltete die Stadt Düren zum ersten Male zum Gedächtnis für eine Frau eine besondere Stadtverordnetensitzung. Besonders in der Organisation des von ihr seit 1886 geleiteten Vaterländischen Frauenvereins hat Frau Hoesch Musterhaftes geleistet.“

Die Mutter unseres Firmengründers Leopold Hoesch (1820—1899).

Johanna Maria geb. Schoeller, 1813 mit Wilhelm Hoesch (1791—1831) verheiratet, wird als „eine der anziehendsten und bedeutendsten Frauengestalten in der Familie Hoesch“ geschildert. Sie wurde Witwe, als ihr Sohn Leopold erst elf Jahre alt war. Seine und seiner fünf Schwestern Erziehung ruhte fortan allein in den Händen seiner geschickten und willensstarken Mutter, für die er bis in sein spätes Mannesalter die größte Verehrung und Hochachtung bewahrte. Frau Johanna Hoesch zeichnete sich durch großen Scharfblick und klares Urteil aus, und beide Eigenschaften hat ihr Sohn in hohem Maße von ihr geerbt.

„Das Elternhaus war ein fröhliches Heim

Die fünf Schwestern hingen mit schwärmerischer Zärtlichkeit an dem begabten Bruder... Er las mit ihnen viel Poesie und Literatur, musizierte auch häufig mit ihnen und nahm regen Anteil an den geistigen Strömungen, die damals Deutschland bewegten.“ 1844 heiratete Leopold „die



Frau Maria Johanna Hoesch

zweite liebenswürdige und lebensfrohe Tochter seines Oheims Eberhard Hoesch, Maria Sybilla, mit welcher er eine überaus glückliche und harmonische Ehe führte. Sie ist ihm bis zu ihrem am 27. Juni 1872 erfolgten Tode eine treue und verständnisvolle Lebensgefährtin gewesen.“

„Schwere Zeiten“

hatte an der Seite von Albert Hoesch (1847—1898) Maria Johanna geb. Günther, die er 1873 heiratete, „bald nach der Gründung des Eisen- und Stahlwerks Hoesch durchzumachen“. Sie hatte aktiven Anteil an seiner rastlosen Tätigkeit, seiner unermüdlichen Arbeitskraft, seiner großen Schaffensfreudigkeit. Die Arbeit war ihm Bedürfnis. Jagd und Musik waren seine einzigen Erholungen. In der Musik „unterstützte ihn seine Gattin aufs lebhafteste. Sie musizierten viel zusammen und hatten immer ein gastliches Haus für Künstler“. Nach dem Tode ihres Mannes nahm seine Frau (Frau Konsul Hoesch) lebhaften Anteil an den sozialen Bestrebungen des Werkes.

Sie richtete den ersten und ältesten Kindergarten

der Hoesch AG in Dortmund ein (Ecke Oesterholz- und Hirtenstraße) und betreute ihn bis zu ihrem Tode 1916. Mit ihrem „warmen Gemüt verbreitete sie Freuden-schein um sich“, steht in ihrer Grabrede zu lesen. „Mit Inbrunst hausmütterlicher Gedanken bereitete sie den Ihrigen das hegende Nest“, und „als ihr durch Gottes Fügung die Witwenschaft so früh auferlegt wurde, da hat sie mit ihrem tätigen, lebensmutigen, pflichttreuen Sinn ihres Hauses Inhalt nicht enger und kleiner werden lassen.“ Sie war um Kunstpflege, Frauenbildung, Frauenerwerb, Frauen- und Wohltätigkeitsvereine unermüdlich bemüht, „eine brennende Seele, die für alles lohte, was lauter und schön und gütig ist. Sie übte gerne verborgene Liebe aus“, und sie war, was man mit gutem Recht von allen hier genannten, in Liebe und Leid, Tatkraft und Schicksalssturm durch Jahrhunderte erprobten Hoesch-Frauen sagen darf: eine Persönlichkeit.

Familie des Eberhard Hoesch

Eberhard, Fanny, Gustav, Johanna Wuppermann, Aline, Eberhard, Maria, Viktor





PAUL WILLDAU

Die Willdaus sind bekannt auf der ganzen Hütte: Vater Willdau war 22 Jahre bei uns. Bruder Franz Willdau feierte vor zwei Jahren sein „Goldenes“ — Paul war jetzt dran. Bruder Anton ist seit 32 Jahren Dachdecker in der Bauabteilung. Bruder Valentin arbeitet seit 26 Jahren bei uns in der Sinteranlage. Pauls Sohn Fred machte 1937 bis 1940 hier seine Lehre; er ist jetzt Kolonnenführer in der Maschinenabteilung Walzwerk I.

Paul Willdau also, der neue „Goldene“ und damalige Vierzehnjährige, durchlief zunächst die Hütte, und zwar buchstäblich, als Laufjunge nämlich. Mit 16 Jahren kam er in das Magazin, und mit 18 Jahren wurde er Maschinist im Walzwerk I, „wo ich —

von der ersten Weltkriegszeit abgesehen, da war ich Soldat — alle Stationen absolvierte außer der Steuerbühne. Da ließ man mich nicht 'ran, weil ich so klein bin und weil ich stets so jung aussah.“ Und Paul Willdau sieht heute noch mächtig jung aus.

Liegt es daran, daß er — seine frühere Wohnung in der Derner Straße 24 wurde ausgebombt — in seinem Oberevinger Schrebergarten, den er seit 30 Jahren als Hobby pflegt, ein Behelfsheim baute und somit mitten im Grünen wohnt?

An der Ehrung des verdienten Jubilars nahmen viele Vorgesetzte, Kollegen und Freunde teil. Wir schließen uns herzlich den Glückwünschen an.

Unser Paul Simon bekam die goldene Pinzette



„Die goldene Kette gib mir nicht“, sagt bei Goethe der „Sänger“ zum König, „... gib sie dem Kanzler, den du hast, und laß ihn noch die goldene Last zu andern Lasten tragen.“ Die goldene Pinzette, die der Bund Deutscher Philatelisten e. V. dem bekanntesten und anerkanntesten unter unseren Briefmarkensammlern, Paul Simon, Bürovorsteher in der Bauabteilung, überreichte, ist keine goldene Last, sondern „bei der geringen Zahl von Pinzetten, die zur Ausgabe kamen, eine einmalige, nicht wiederkehrende Anerkennung für besondere Leistungen“. Dieser hohen Auszeichnung die Form eines Werkzeuges zu geben, ist eine hübsche Idee. Die silberne Ehrennadel, die Paul Simon als Vorstandsmitglied des Dortmunder Briefmarkenvereins 1882 schon vor Jahren verliehen wurde, ist sozusagen Dekoration, die man an- oder beim Anzugwechsel umsteckt und an die man bestenfalls dann erinnert wird, wenn man im Laufe des Tages mal in den Spiegel schaut.

Die goldene Pinzette aber hat der Spezialist auf dem Gebiet der „Bautenserie“ (1948—1954) immer als Werkzeug vor sich liegen, wenn er am Wochenende oder mal am Feierabend die Marken und Markenbilder untersucht auf Druckzufälligkeiten, Plattenfehler, Typen, Retuschen, Papier- und Farbunterschiede, Wasserzeichen- und Zähnungsunterschiede. So erinnert ihn die Ehrengabe an Geleistetes und Erreichtes, wird aber gleichzeitig zum verpflichtenden Ansporn für neue Leistungen — so, wie der Schah von Persien durch sein goldenes Telefon stündlich an die großen sozialen und baulichen Vorhaben erinnert wird, die er seinem Volke versprochen hat.



Hüttenknirps

Wenn man größer wird, sagt Vati, wird das Leben langsam schwer. Kaum ist man gewachsen, kriegt man uns auch schon zur Arbeit her.

Mutti kann nicht alles machen. Man wird klüger, man sieht's ein. Sie versüßt mir ja die Mühe, wenn sie sagt: „So ist es fein.“

Annegret half ihr schon lange. Ich hab nur gespielt, sah zu. Die Bilanz des Kinderlebens: Nur als Baby hat man Ruh!

Kommt mit sechs man in die Schule, ist's mit Knirpssein gänzlich Schluß, weil mit Griffel man und Tafel dort auch wieder schufften muß.

Und das wird dann immer schwerer, bis man mal ein kluger Mann. Wie mit Schreiben und mit Lesen man wohl Geld verdienen kann?

Kopf und Herz recht zu verbinden, Weisheit ist's des rechten Mann's, sagt mein Vati — ob in zwanzig Jahren ich wohl sagen kann: „Ich kann's?“



DIE EISZEIT

KAM BIS LANGENDREER

**Fotograf und
Amateur-Geologe
geht mit offenen Augen
durch die Welt**

Manchmal ist es doch gut, wenn man einen Lehrer zum Vater hat. Der bestimmt noch mehr als in materieller Hinsicht das Familienklima in geistiger Weise. Ein Mann, der von Berufs wegen vielen Kindern vieles beibringt, muß zwangsläufig auf seine eigenen Kinder anregend wirken. Was dem normalen Mitteleuropäer aus frühen Schuljahren als interessant, aber etwas verwirrend im Gedächtnis haftet von Eiszeiten, Gletschern, Urstromtälern und Moränen, das war bei unserm Fotografen Gustav Adolf Wüstenfeld daheim sozusagen Tischgespräch. Die ungeheuren Zeiträume, die es in Gedanken zu überspringen galt, die in Ausdehnung und Heftigkeit nicht vorstellbaren Naturkatastrophen, die auf hohen Felsschroffen ebenso wie auf dem steinigen Grunde der Ströme und Fjorde roh „skizzierte“ Spuren zurückließen, beschäftigten den noch schulpflichtigen Jungen so sehr, daß er beschloß, später systematisch an die Erforschung dieser Spuren zu gehen.

Ein anderer wäre vielleicht Geologe geworden. Hier aber lockte nicht sosehr der wissenschaftliche Aspekt. Man hatte Wanderungen gemacht, hatte auf den letzten

*Kiruna, Schweden,
das größte Erzbergwerk der Welt*

Ausläufern einer Endmoräne gestanden, die Gletscher in Westfalen bis nach Langendreer vorgetrieben haben. Man hatte Lehrbücher gewälzt, in Kosmos-Bänden gestöbert, Tabellen und Farbtafeln gewälzt, man hatte gute Bekannte aus dem Bergbau um Gesteinsproben besonderer Art gebeten, war selber mit Hammer, Meißel und Rucksack losgegangen und hatte schon früh erkannt, daß es unmöglich sein würde, alle geologischen Abschnitte der Erdgeschichte und alle geologischen Querschnitte aller Länder der Erde als Mikrofelsblöcke in der elterlichen (oder später einmal der eigenen) Wohnung zusammenzutragen. Alles auf diesem Gebiet Wissenswerte „schwarz auf weiß“ zu besitzen, ohne selber „Bände“ darüber zu schreiben — dieser Wunsch mag Gustav Adolf Wüstenfeld vor zehn Jahren mit in die fotografische Lehre geführt haben, die er in der chemischen Industrie absolvierte. Wer über in Scheibchen zerschnittene Holzwürmer, über Abstriche von Holzschutzmitteln, über Waschvorgänge, un-

term Mikroskop betrachtet, in den Mikrokosmos sozusagen hineingerochen und hier gegebene Möglichkeiten zu Strukturforschungen erkannt hat, der sieht in der Fotografie bald nicht nur mehr eine „Dokumentation des Arbeitsgeschehens“, sondern er weitet sie für seine geologischen Interessen zur „Dokumentation von erd- und weltgeschichtlichen Entwicklungsvorgängen“ aus.

Er nimmt die in jugendlicher Sammelwut gehorteten Privatgebirge daheim unter eine streng kritische Lupe und behält wenig außer einigen „Handstücken“, die er zum Vergleichen braucht. Er erwirbt Dr. Rudolf Börners Naturführer „Welcher Stein ist das?“ mit Tabellen zum Bestimmen der wichtigsten Mineralien, Edelsteine und Gesteine, mit dem sich „jeder, der sich aus Beruf oder Neigung mit Mineralien und Gesteinen beschäftigt, ohne allzuviel Vorkenntnisse zurechtfinden können“ soll. „Dieses Buch will dem echten Naturfreund einen Einblick in den Feinbau unseres Weltkörpers geben“, ... auf dem „die Grenzen zwischen Mineral, Gestein oder Erzen nicht immer scharf gezogen werden können. Daher bezeichnet z. B. die Industrie ganz andere Stoffe als Erz als die Wissenschaft.“

Man macht sich mit der Strichprobe vertraut, indem man verschiedene Minerale über eine raue Porzellantafel zieht und an den Farben der hinterlassenen Striche Minerale zu erkennen übt. Man lernt die Werte der Ritzhärte auf einer nach Mohs benannten Härteskala auswendig: Härte 1 hat Talk — Härte 2 hat Gips — Härte 3 hat Kalkspat — Härte 4 hat Flußspat — Härte 5 hat Apatit — Härte 6 hat Feldspat — Härte 7 hat Quarz — Härte 8 hat Tops — Härte 9 hat Korund — Härte 10 hat Diamant.

Und nun geht man daran, eine Mineraliensammlung nach System anzulegen. Man hat noch einige geologische Fachwerke gewälzt und Landkarten studiert. Man hat für Urlaube in den Ötztaler Alpen, im Karwendel einen auf gleichem Gebiete interessierten Freund gewonnen, und man beginnt zu forschen und zu fotografieren. Was macht es, wenn man einen Rucksack voll (kostbarer!) Steine sechs Stunden lang unter Qualen schleppen muß, die durch den unglücklich verpackten, ins Kreuz drückenden Hammer verursacht werden? Man hat die jahrhunderttausendwährende Kraft und Wirkung der Erosion (Abtragung, Verwitterung) auf einem dokumentarischen Foto festgehalten, das Schmuck- und Prunkstück eines zu Hause anzulegenden Archivs werden wird!

Im nächsten Jahr erwandert man das Weserbergland und wieder im nächsten Schleswig-Holstein, wo man unter den so



Die härtere Grauwacke hat den Wassern des Oslofjords besser Widerstand geleistet als der immer weiter weggewaschene Schiefer



Der Amateur-Geologe Gustav Adolf Wüstenfeld auf „Steinjagd“

Abdrücke des Siegelbaumes in Kohle





Erosion im Karwendel

harmlos aussehenden „Knicks“, den buschigen Wiesenbegrenzungen, die interessantesten Eiszeitrückstände findet. Und wieder im nächsten Jahr steht man mit Hammer und Kamera vor den bizarren Kalksteinzacken der Insel Gotland, zwischen denen das Meer in unschätzbar langen Zeiträumen das weichere Gestein weggewaschen hat.

Wieder ein Jahr später regt der ständige berufliche Umgang mit Erzschnitten, Zerreißproben und dgl. zu Fragen über Ursprungsländer der bei uns verhütteten Erze an. Man fährt durch Schweden bis zu dem unerschöpflich großen Eisenerzbergwerk Kiruna, das gerade vom Tagebau auch zum Untertagebau umgestellt wird. Man fährt ein, man bestaunt die nur für Erztransporte gebaute Lapplandbahn, sieht in Narvik die modernste Erzverfrachtung der Welt einen 10000-t-Frachter in fünf Stunden beladen. Man steht bei Ebbe auf dem Grunde des Oslofjords und bestimmt fachmännisch die Kämme und Ketten von Grauwacke, die den ausgewaschenen weichen Schiefer überragen.

Natürlich wundert sich auf der Heimfahrt die Zollkontrolle über „mitgeführte Steine“. Aber es sind schon weniger (vielleicht anderthalb Kilogramm), und sie sind sehr sorgfältig ausgesucht. Man hat schon

Fünfunddreißigfache Vergrößerung eines Dünnschliffs von Gneis aus Kropfmühl bei Passau. Farblos: Quarz; farblos trüb: Feldspat; gelbbraun-rotbraun: Biotitschuppen



einen besseren Überblick und kennt den „Markt“, d. h. die Kataloge, nach denen man sich besonders interessante, gerade fehlende Stücke kaufen kann. Man erwirbt auch „Dünnschliffe“ oder kennt jemanden, mit dessen Hilfe man lernen kann, wie sie hergestellt werden.

Man sortiert, man archiviert, man fotografiert, man sammelt, denkt und lernt, man „geht mit offenen Augen durch die Welt“, und schließlich hat man in sorgfältig beschrifteten Kästen bei sich versammelt: Lava aus der Eifel, Marmor aus Lappland, Magnetit aus Kiruna, Braunkohle aus dem Rheinland, Tigerauge aus Südafrika, Kreide von der Insel Falster, Diabas aus Südschweden, Kalkstein von der Insel Gotland, Gneis aus dem Ötztal, Arsen aus Japan und vieles andere mehr. Ungeduldig wartet man auf ein Erzschiff aus Nordamerika, das nach Katalog ausgesuchte Kupferproben mitbringen soll. Diese „Kiste mit Steinen“ gibt's natürlich nicht umsonst. Ja, ein Hobby kostet Geld. Aber viel Geld ist das wirklich nicht, wenn man es vergleicht mit anderen Angeboten. „Ged. Kupfer mit Cuprit xx 36,— DM“, „Ged. Eisen in Basalt 32,— DM“, „Markasit xx 35,— DM“, „Edelopal bis 150,—DM“ oder „Brazilianit xx 200,— DM“, wobei sich die Preise auf bestenfalls faustgroße Bröckchen beziehen.



Farnabdruck

Das weiche Gestein ist auf Rankar, Insel Gotland, vom Meer weggespült worden, und der härtere Kalkstein ist stehengeblieben



FILM- BEGEISTERTER NACHWUCHS IN UNSERER FOTO- ABTEILUNG

Filmschöpfer am Werk

Filmvorführer am Wort

Die beiden jungen Fotografen, die mit ihren Hobbys hier der Hüttenbelegschaft vorgestellt werden sollen, sind (jeder) zwei- und zwanzig Jahre alt, lernen bzw. arbeiten in unserer Fotoabteilung und stellen auch ihren Feierabend in den Dienst der schwarzweißen Kunst: Des einen Lebenssehnsucht ist es, Filme zu machen, und der andere verbindet mit der Vorführung von guten Filmen eine innere Aufgabe weltanschaulicher Art: Er will die Jugend zum guten Geschmack erziehen. Daß sich beider Feierabendeinsatz im Bereich und vor dem Hintergrunde katholischen Jugendschaffens vollzieht, ist Zufall oder für den, der an Zufall nicht glaubt, Fügung. Beide haben das Glück, mit ihrem Wollen und Planen nicht allein zu stehen. Beide wissen sich von dem Augenblick an, in dem ihr Wollen als gerecht und ihre Leistung als gut empfunden worden war, gestützt und gefördert von Stellen, die über Räume und Einfluß, über gewisse Geldmittel oder die Möglichkeit, Geldmittel zu schaffen, verfügten.

Von seiner Tante geliehen

hatte sich Klaus Keimer „eine sehr einfache Kamera“, als er sechzehn Jahre alt war und hauptberuflich als Maschinenschlosser auf den Ingenieur hinstrebte. Mit dieser Leihgabe laborierte er in seinen Freistunden zwei Jahre lang herum. Das „Fachwissen“, das er zur Verwirklichung seiner filmischen Ideen brauchte, bezog er aus der gegründeten Foto-Arbeitsgemeinschaft der katholischen Jugend und aus Fachzeitschriften. In der Dunkelkammer im Keller des Franziskanerklosters war er beinahe mehr und intensiver zu Hause als daheim. Je mehr er mit den Aufnahme- und Entwicklungstechniken vertraut wurde, um so deutlicher kamen ihm die Mängel in der vorhandenen Ausstattung zum Bewußtsein. Das mußte anders werden! Das Wichtigste und Teuerste, was fehlte, war ein Vergrößerungsgerät. Fotobegeisterte Kameraden erklärten, sich bereit, es für

Klaus Keimer
dreht einen Film



die Fotogemeinschaft der katholischen Jugend mitverdienen zu helfen. Wie? Durch Vorführen von Filmen. Wo? In der Aula der Franziskus-Volksschule, die einmal im Monat frei war und für gute und förderliche Zwecke kostenlos zur Verfügung gestellt werden konnte. Was für Filme?

Nur gute Filme natürlich

Solche, die nach fünfjähriger Laufzeit von der Originalbreite von 35 mm auf 16 mm umkopiert und dann in privateren Sphären vorgeführt werden dürfen. Wenn man im Winter sechsmal eine Filmvorführung nachmittags für etwa sechzig Kinder und abends für etwa siebzig Erwachsene veranstaltet, dann kommt schon — abzüglich der Filmleihgebühren — ein kleiner Überschuß zusammen, daß das besagte Vergrößerungsgerät angeschafft werden konnte; wenn man sehr gut wirtschaften kann, auch noch die Leihgebühr für eine Filmkamera. Denn man ist inzwischen nicht müßig gewesen: Man hat ein Drehbuch geschrieben und die Laienspielschar seiner Gemeinde für die Idee begeistert, einen zur katholischen Jugendarbeit hinführenden Film über katholische Jugendarbeit zu drehen, der „Zwischen zwei Welten“ heißen soll.

Ein Drehbuch — wie macht man das?

Zuerst schaut man sich einen Film und noch einen und eine ganze Menge Filme daraufhin an, wie die, die ihn gedreht haben, da wohl vorgegangen sind. Wenn man so filmbegeistert ist wie Klaus Keimer, dann kriegt man außer einer Filmkamera natürlich auch mal Drehbücher geliehen, aus denen man ersieht, daß ein Drehbuch keine Kurzgeschichte ist, sondern eine planmäßig aufgestellte Folge von Szenen, in die speziell Filmisches hineingeblendet wird. (Daß diese Szenen nicht in zahlenmäßiger Reihenfolge gedreht werden, sondern daß man immer die zusammenfaßt, die örtlich oder milieumäßig zusammengehören, interessiert den Laien nur am Rande.)

Der werdende Filmman aber setzt sich, kaum daß Übereinstimmung zwischen ihm als Drehbuchautor und Kameramann und seinem Assistenten und den für Ton und Schnitt Verantwortlichen und dem Sprecher und den künftigen Darstellern erzielt worden ist, hin und tippt mit einem Kameraden zusammen nach dem Zweifingersystem nächstelang, mit vielen Durchschlägen, das, was die Kamera tun soll und wie sich die Menschen dabei verhalten und welche Partien aus Dvoraks „Aus der neuen Welt“ dabei erklingen sollen. Daß das erste Bild „Stadtpanorama“ Dortmund ist, versteht sich am Rande. Daß die Kamera in „Vogelschau“ und „Gegenschuß“ über Dachfirste u. a. St. Reinoldi erfaßt,

auch. Und wenn sie irgendwo „die Silhouette eines Hüttenwerkes im ersten Morgenlicht“ erfassen soll, wobei „Dampf aus den Ablaßventilen steigt“, dann brauchen wir auch nicht weit zu suchen, um welches Hüttenwerk es sich wohl handeln wird.

Dem filmischen Neulandforscher

geht es um die filmischen Symbole. Zum Symbol, in dem — wie wir wissen — die französischen Filmschaffenden ganz groß sind, führt z. B. die Hand hin, die in Einstellung Nr. 20 „ins Bild kommt“ und den schrillenden Wecker abstellt. Die Hand gehört Franz, dem unlustigen (weil ganz unausgefüllten) „Helden“ des Films, der denn auch, nachdem er aufgestanden ist und an seinem Frühstück herumgekauft hat, „mit unlustiger Gebärde aus dem Bild geht“. Irgendwo im Straßengewühl begegnen wir seinem Schatten und seinen Füßen, die „ins Bild kommen“. Franz geht zur Arbeit. Daß er nicht für fünf Pfennig Lust hat, sieht (außer dem Chef) der Zuschauer an seinen Augen, „die das Papier gar nicht erfassen, sondern ins Nichts starren“. Die Anweisung Nr. 44: „Die folgenden Bilder von Nr. 44 bis Nr. 48 (Großstadtverkehr) werden als Überblendung in diese starrenden Augen hineingebracht“, ist die symbolstärkste Stelle dieses fünfundvierzig Minuten langen Films.

Sie dürfte auch die Gewähr dafür darstellen, daß der junge Mann, der den weiteren Schulbesuch zum Ingenieur an den Nagel gehängt hat, um Kameramann zu werden, nach dem ersten Lehrjahr nun leichten Fußes durch das zweite und dritte Lehrjahr hingehen wird, die ihm die erforderliche „vielseitige Theorie“ und die ebenso notwendige „erstklassige praktische Ausbildung“ vermitteln. Er beschaffte inzwischen mit einem Gleichgesinnten zusammen für die Arbeitsgemeinschaft eine 16-mm-Filmausrüstung. Über den mit viel Beifall aufgenommenen ersten Film hat er es zu einem wiederum fünfundvierzig Minuten füllenden

Filmauftrag

gebracht. Er filmte mit seinen Mitarbeitern für die Bundesführung der katholischen Jugend das Treffen der katholischen Jugend im Kloster Eberbach bei Wiesbaden. Und weil der Kreis zu einer echten Arbeitsgemeinschaft wurde, stellte man den Schaffenden im neuen Heim der katholischen Jugend ein kleines Tonstudio mit neuem Labor zur Verfügung und eröffnete ihnen die Aussicht auf Pläne, die im Rahmen des Landesjugendplanes von Staat und Kirche gemeinsam gefördert werden. Klaus Keimer, der die Abreise zweier Kameraden nach Brasilien zum Anlaß genommen hat, um

einen dritten Film

in Angriff zu nehmen, „Jugend der heutigen Zeit“, dessen erste Szenen auf dem Auswandererschiff in Amsterdam spielen, wird nach bestandener Fotografenprüfung die Höhere Fotofachschule in Köln oder München zu besuchen trachten und wird dann sicherlich seinen Weg in den Film schaffen.

„Was ist ein guter Film?“ —

das ist die Frage, die sich unser junger Fotograf Heribert Köhne schon grüblerisch vorlegte, ehe er etwa achtzehnjährig mit seiner Ausbildung in unserer Fotoabteilung begann. Unter den Filmen, die er sich gleichsam mit kritisch vorgehaltener Lupe betrachtete, waren natürlich auch schlechte und — gefährliche. Im Bemühen, durch Meinungsaustausch zu lernen, fand der Lehrling im Bunde der Deutschen Katholischen Jugend in die Arbeitsgemeinschaft Film, die, „auf Stadtebene verplant“, auf die bereits obengeschilderte Weise in den Gemeinden Vorführungen von guten 16-mm-Filmen veranstaltet. Da setzten sich gleich zehn freiwillige Vorführer, jung und für ihre Aufgabe begeistert (wenigstens achtzehn Jahre alt), zusammen und stellten ihre filmkritischen Betrachtungen unter fachlich orientierte Gesichtspunkte, wie Kameraführung — Symbole — Darstellung — Objektivität. Sicherer geworden in der Beurteilung, fingen sie an, mit den Jugendlichen in den Gemeinden die Filme, die sie dort vorführten, unter diesen Gesichtspunkten zu betrachten. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß das kritisch geschärfte Auge ebenso wie das zur Kritik auferweckte Gemüt eine klare Trennungslinie zu ziehen begann, da nämlich, wo marktschreierisch und anreißerisch für sich „werbende“ Filme den Maßstäben nicht entsprachen, die man nun anlegte.

„Was sagt denn die Kritik dazu?“

fragten sich die Vorführer und ihre jugendlichen Diskussionspartner und stürzten sich auf die Tageszeitungen. Dabei fanden sie, daß manchmal als „Kritiken“ deklarierte Filmbesprechungen durchaus nicht verrißen oder verurteilten, wenn es sich um einen Film „unter Niveau“ handelte. Da versuchte man denn zu ergründen, warum die kritische Sonde hier nicht in Tätigkeit trat. Es ließ sich doch wohl voraussetzen, daß dem Berichterstatter die Mängel nicht verborgen geblieben waren. Vielleicht wollte er sie nicht sehen? Und was mochten dafür wohl für Gründe vorliegen?

Nach dem altbewährten Motto: „Sehn wir anderer Arbeit zu, scheint sie uns gering, doch sich selbst recht tüchtig plagen, ist



Heribert Köhne diskutiert filmische Fragen mit der katholischen Jugend

ein ander Ding“, machte man sich nicht nur daran, Kritiken auszuschneiden und sie miteinander zu vergleichen, sondern man setzte sich nach dem oft fragwürdigen Genuß eines Films hin und pinnte selber eine Kritik, im Schweiß seines Angesichtes und — Heribert Köhne hat auch nicht maschineschreiben gelernt — „nach dem Suchsystem“ mit zwei Fingern. Wenn man mal angefangen hat, kritisch zu sein, läßt sich's gar nicht vermeiden, daß einem am Rande noch dies und jenes auffällt. Und so stolperte man eines Tages über die Anforderung einer Jugendzeitschrift,

ein lebensgroßes Abbild von Brigitte Bardot in Netzstrümpfen

— gute einhundertfünfzig Zentimeter hoch und mit sämtlichen Kurven — in einzelnen Teilen zu erwerben, nach Vorschrift zusammenzukleben und daheim an die Wand zu stellen bzw. zu hängen. Für Leser, die erst zur dritten oder vierten Portion Brigitte zurechtkamen, hielt die gefällige Verlagsleitung die ihnen entgangenen Abschnitte versandbereit. Dagegen Sturm zu laufen und so das Heim davor zu bewahren, daß höchst mangel-

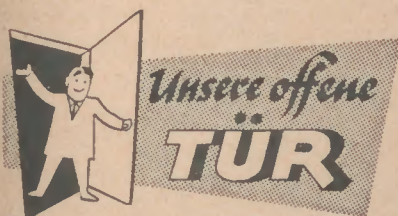
haft bekleidete, höchst fragwürdige Idole von gedankenlosen Knaben zu einer geschmacklosen Mischung von Schloßgespenst und Pappmaskotte erhoben werden, läßt sich der junge, ernsthafte Filmkritiker z. Z. feierabends angelegen sein. In einer Zeit, die vorgibt, sich heftig um

Hebung des Filmniveaus

zu bemühen, steht er mit seinen Versuchen, den Dingen auf den Grund zu gehen, keineswegs allein: Er ist freiwilliger Helfer und später vielleicht einmal Mitverantwortlicher bei der Bewältigung der ungeheuer schweren Aufgabe, die Filmindustrie und alle irgendwie beteiligten „Erwachsenen“ auf die großen Gefahren hinzuweisen, die aus ihrem verantwortungslosen Handeln für die Jugend entstehen.

Ein markantes Beispiel im Rheinland hat gezeigt, daß es möglich ist, einen ausgesprochen schlechten und sittlich untauglichen Film dadurch unwirksam zu machen, daß man seine Aufführung verhindert. Dazu allerdings müssen sich verschiedene Stellen einig sein, die nicht immer „unter einen Hut“ gebracht werden können:

Kritiker, Hauptschriftleiter, Verleger und Kinobesitzer. Bildet sich da eine geschlossene Front, so bleibt keine andere Wahl, als das Niveau der gezeigten Filme zu heben, womit am Ende jedermann zufrieden ist, ohne daß jemand geschädigt wird. In Nordrhein-Westfalen müht man sich schon sehr um Verbesserung der Qualität des Films: Produzenten, Verleiher, Regisseure, Psychologen und Kritiker treffen sich zu Lehrgängen, in denen vielleicht zwar nicht das alte Streitthema aufgewärmt wird: „Ist der Film eine Kunstgattung oder nicht?“, in denen aber unter Anziehung hervorragender Beispiele gemeinsam darüber nachgedacht wird, wie man zur allgemeinen Besserung des Filmniveaus versuchen kann, die künstlerischen Möglichkeiten des Films auszuschöpfen, diejenigen Eigenschaften zu fördern und zu entwickeln, über die eben nur der Film verfügt: sozusagen allgegenwärtig zu sein durch seine nicht immer zu Recht „Trick“ genannten Mittel, z. B. Raum und Zeit scheinbar aufzuheben, Illusionen zu schaffen und — durch Symbole zu wirken, stärker, einfallsreicher, phantastischer und überzeugender als je bisher.



Teilnehmer eines vom Zentralvorstand der Industriegewerkschaft Druck und Papier ausgerichteten Lehrgangs aus dem Bergheim Hörste

In den letzten vier Wochen besuchten uns

40 Primaner aus Soest, 30 Mitarbeiter der Betriebskrankenkassen Westfalen, 25 Einkäufer der Vereinigten Aluminiumwerke, Lünen, 27 Schüler der Bergberufsschule Kaiserstuhl, 25 Studenten der Pädagogischen Akademie Paderborn, 25 Jugendliche aus dem Jugenddorf Oespel, 60 Jungbauern aus Freiburg, 15 Mitglieder der IG Druck und Papier, Stuttgart, 12 Studenten der Bergakademie Clausthal, 20

Schüler des Humboldt-Gymnasiums, Dortmund, 30 Mitarbeiter aus Thomas-Phosphatfabriken, Düsseldorf, 20 Lehrlinge der Berufsschule Ennepe-Ruhr-Ost, 30 Schüler aus Gronau, 15 Hochschüler aus Aachen, 30 Schülerinnen aus Dortmund, 30 Schweden, 30 Schülerinnen aus Dortmund, 28 Schüler der Bergberufsschule Kaiserstuhl, 30 Maschinenbauer aus Datteln.

Puppenlustig waren die Unterprimanerinnen des Schiller-Gymnasiums, als sie sich zum Erinnerungsfoto stellten. Da hatten selbst die „Bärenführer“ ihre Freude



Mensch
pass uff!



Kannst einschalten, Paul
ick bin fertig!



Haste valleicht
'n abgeflogenen
Hammakopp jesehn?



Denk drüber nach!



Mensch
pass uff!
Unordnung
fallen?

Vier Wochen nisch tun und det Frühstück
an't Bett jebracht, det wärn Job,
wo ick gleich einsteigen täte!

Haste wenichstens wat
zu lesen mitjebracht,
Joldkäferchen?



Paul Möbius
UNFALL
47 Jhr
20.6

Mensch
pass uff!

(Aus der gleichnamigen Broschüre des Senators
für Arbeits- und Sozialwesen, Berlin.)

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Paul Pfeiffer und Egon Keßler, Mechanische Werkstätten: Durch die vorgeschlagene und angebrachte Zahnstangenführung an den Wiegeköpfen der Möllerkwagen für die Hochöfen 6 und 7 ist jetzt eine genauere Wiegung des Möllermaterials möglich. Die gleiche Vorrichtung soll auch an einem weiteren Möllerkwagen eingebaut werden.

Walter Betzer, Trägerlager: Der Vorschlag, die Sauerstoff- und Gasringleitung Zuricherei I bis zum Spundwandschuppen zu verlängern, ist gut und wird ausgeführt. Hierdurch fallen die umständlichen Transporte der Gasflaschen fort, vor allen Dingen das nicht immer unfallfreie Ent- und Beladen der Flaschenwagen.

Fritz Reinbach, Bauabteilung: Der in dem Vorschlag angeführte Einbau von Filtern in die Steigeröhre von Brauseanlagen ist sehr gut. Der Vorschlag ist von der Bauabteilung schon vor einiger Zeit aufgegriffen worden. Es wurden zwischenzeitlich Filter, die bei dem starken Schlammanfall in den Wasserleitungen das Verstopfen von Brausesieben verhindern können, bestellt.

August Kirchhoff, Breitbandwalzwerk: Seit einigen Wochen werden zum Beschriften der Exportringe im Breitbandwalzwerk, wie vorgeschlagen, eine Schablone und eine Rolle benutzt. Diese Art der Beschriftung hat sich sehr gut bewährt und hat zweifellos eine nicht unerhebliche Zeitersparnis gebracht.

Karl Richter, Halbzeugstraße: Durch die mechanische Anzeigevorrichtung für Walzenanstellung der Halbzeugstraße können jetzt grobe Einstellungsfehler der Steuerleute bei der Anstellung der Walzen vermieden werden. Der Vorschlag trägt also dazu bei, schwere und langdauernde Störungen zu vermeiden.

Jubilare März 1960

50

WILHELM BIERWIRTH
Elektrotechn. Abt.
MAX RUDNICK
SM-Stahlwerke
OTTO LEOPOLD
Hauptlaboratorium

40

JOSEF ALTHAUS
Hochofen
JAKOB BEZANI
SM-Stahlwerke
EDMUND LAU
MA.-Kessel
JOHANNES SCHAFFRIN
MA.-Stahlwerk
KARL HÖHNEN
Eisenbahnbetrieb
PAUL JÄCKEL
Hochofen
VALENTIN SOLIBIEDA
Eisenbahnbetrieb
EMIL ERDMANN
Drahtverfeinerung
ERNST PUTTKAMMER
Breitbandwalzwerk
FRIEDRICH HAHN
MA.-Stahlwerk
WALTER PAULUS
Eisenbahnbetrieb
HERMANN HENKE
Mechan. Werkstätten
KURT FÖRSTER
Kaliberwalzwerke
MAX SCHÜTZA
Kaliberwalzwerke
ANTON SCHWARZ
Bauabteilung
HEINRICH ROSE
Energiewirtschaft

25

JOSEF HARTWICH
MA.-Stockheide
WALTER KAJINOWSKI
MA.-Kessel
HEINRICH BEFELDT
Elektrotechn. Abt.
FRIEDR. HUTHWELKER
Kaltwalzwerk
WILHELM STEPKE
Kaltwalzwerk
WILHELM KLETA
Kaltwalzwerk
FRIEDRICH SCHOPPOHL
Kaltwalzwerk
JOHANN SCHMIDT
MA.-Stahlwerk
FRANZ KRÖGER
Kaliberwalzwerke
KARL SCHÖNE
Zementfabrik
PAUL BIALLAS
SM-Stahlwerke
HERBERT MATTHAI
Kaliberwalzwerke
WALTER GRILL
Kaltwalzwerk
FRITZ HORN
Verkaufsabrechnung
FRIEDRICH JANSEN
Hauptlaboratorium

Verdienstvolle Mitarbeiter

Heinz Topp, Lagerwirtschaft: Der gemachte Vorschlag, Fachwagen für das Reserveteillager Tonwerke zu bauen, um damit schwere Reserveteile mühelos aus den unteren Fächern herausfahren zu können und zu verladen, hat sich bereits sehr gut bewährt. Die gemachten Angaben in bezug auf leichtere Verladung und Einsparung von zwei Leuten entspricht den Tatsachen. Aus diesem Grunde werden für das Lager Tonwerke noch zehn dieser Wagen angefertigt und die Wagen dann später auch in anderen Lagern eingeführt, zumal die Herstellung relativ einfach und kostensparend erfolgen kann.

Otto Hellweg, Maschinenabteilung Stahlwerke: Durch die Anbringung von zwei Ohren am Fuße der Gießtrichter ist das Anhängen der Trichter in das Krangehänge erleichtert worden. Die Gießtrichterknochen lassen sich jetzt leichter entfernen. Der Kran braucht den Trichter nicht mehr sooft in der Grube anzuschlagen und wird hierdurch geschont.

Bernhard Weckentrop, Hochofen: Durch die Verwendung von Preßluft zum Fortblasen des Rauches beim Füllen der Roheisenpfannen erübrigt sich die Zugabe von nassem Schutt. Die Pfannen bleiben sauberer, so daß die Abkratzschlackenmengen und damit die durch das Abschlacken unvermeidlichen Roheisenverluste geringer werden. Der Vorschlag ist bei allen Hochöfen durchgeführt und hat sich gut bewährt.

Bernhard Redegeld, Maschinenabteilung Hochofen: Durch die Teilung des konischen Teiles der Stromschutzrohre ist jetzt ein schnelleres und besseres Ein- und Ausbauen dieser Rohre möglich. Die Rohre wurden bereits mit Erfolg eingebaut.

Warnsignal für Stenotypistinnen

Im allgemeinen herrscht die Ansicht, Büroarbeit sei leicht und erfordere keine körperliche Anstrengung. Dies ist wohl auch der Grund, weshalb der größte Teil aller berufstätigen Frauen dem Schreibisch zustrebt. Die Zahlen aber, die in München anlässlich eines Kongresses für Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin bekanntgegeben wurden, mögen diesen Irrtum beseitigen helfen. Denn: von 900 durch einen Werkarzt untersuchten Stenotypistinnen wiesen 130 Berufsschäden auf, die durch die Schreibmaschine hervorgerufen wurden, Sehnscheiden-, Nerven- und Gelenkentzündungen vom Unterarm bis zur Schulter oder in der Gegend des Kreuzes. Eine andere in der Bundesrepublik durchgeführte Untersuchung ergab sogar 200 „Tippkranke“ auf 1000 Schreibkräfte.

Eine Stenotypistin leistet am Tag
50 000 bis 80 000 Anschläge,

und das erfordert eine gewaltige körperliche Anstrengung. Ganz besonders dann, wenn mehr als sechs Durchschläge zu schreiben sind: Jeder Anschlag entspricht in diesem Falle einem Gewicht von zwei Kilo.

Hinzu kommt, daß unsere Tastatur, die auf die englische Sprache abgestellt und seit dem Jahre 1888 genormt ist, viele Mängel aufweist. Da in der englischen Sprache selten große Buchstaben gebraucht werden, wies man dem kleinen Finger die Umschalttaste zu. Die deutsche Sprache aber erfordert dauernd die Benutzung dieser Taste, die für den kleinen Finger viel zu schwer ist. Auch die e-Taste ist falsch placiert und belastet den schwachen Ringfinger zu stark, während der kräftige Daumen zum Beispiel lediglich die Leertaste zu bedienen hat.

In Amerika hat man schon
Probemaschinen

mit einem Tastenfeld in Betrieb genommen, das der rechten Hand 56 Prozent aller wichtigen Anschläge zudiktiert statt bisher 43 Prozent. Man ging bei dieser Neuerung davon aus, daß die rechte Hand heutzutage mehr beim Tippen in Anspruch genommen werden kann, da das bisher übliche Aufnehmen von Stenogrammen mehr und mehr infolge maschinell vorgetragener Diktate wegfällt. Doch inwieweit sich in der Praxis eine neue Tastatur durchzusetzen vermag, läßt sich noch gar nicht sagen, da die Umstellung einen enormen Kosten- und Zeitaufwand erfordern würde. Auch müssen erst einmal Jahre der Übung und praktischen Erfahrung vorausgehen, ehe festzustellen ist, ob die Neuerungen auch wirklich die

Wir kommentieren und glossieren

Managerkrankheit unheilbar?

Fast täglich liest man, daß eine der vielbeschäftigten Persönlichkeiten der Wirtschaft oder des öffentlichen Lebens plötzlich und unerwartet von der Lebensbühne allzufrüh abtreten mußte. Man ist schnell bei der Hand, die Ursachen, wie Angina pectoris, Schlaganfall, Zusammenbruch durch Überarbeitung und andere ärztliche Befunde, in die große Gruppe der sogenannten „Managerkrankheit“ einzuordnen. Doch mit dieser Registrierung sollte man sich nicht abfinden, sondern den Erscheinungen auf den Grund gehen. Vor allem sollte man Abhilfe und Heilung schaffen. Wer aus persönlicher Arbeit oder durch Besuche die zentralen Büros unserer Wirtschaft und des öffentlichen Lebens kennt, wundert sich über die traurige Bilanz nicht, die allzuoft am Ende einer solchen Tätigkeit steht. Das Tempo ist während der täglichen Arbeitszeit, die oft zehn Stunden und mehr dauert, so angespannt, daß der Körper eines Tages streikt. Laufend finden Besprechungen in kleinerem oder größerem Kreis statt. Dazwischen verlangt brutal das Telefon sein Recht und unterbricht jede Überlegung, jeden Gedankengang und jedes Gespräch. Die Sekretärin versucht, fernzuhalten, was möglich ist, aber dann kommen doch einige „dringende und unaufschiebbare Anfragen“. Dazu gibt es Kaffee, Zigarren und Zigaretten als Stimulantia. Das Mittagessen wird entweder überhaupt übergangen oder kurz im Büro eingenommen. Wenn man aus einigem Abstand das Fazit zieht, stehen folgende Fragen zur Beantwortung an:

War alles wirklich so wichtig?

Wieviel Zeit blieb neben der technischen Abwicklung einer Tätigkeit für die planende Disposition, d. h. schöpferische Tätigkeit, über? War wirklich keine Zeit, zwischen durch auch einige kurze Zeit der Entspannung sich zu gönnen? Alle diese Fragen laufen in einer zentralen Problemstellung zusammen: Kann nicht die gleiche Leistung bei anderer Einteilung und unter Einschaltung technischer Mittel besser und schneller erreicht werden, so daß ein größerer Teil des Tages für die wirklich planende und dispositive Tätigkeit freibleibt?

Es gibt kein Allheilmittel für jeden Betrieb und jede Dienststelle. Der Ablauf ist je nach Struktur der Tätigkeit zu unterschiedlich, aber es gibt

einige feste Regeln,

die man anwenden sollte:

1. Nicht alles selbst erledigen wollen. Die Mitarbeiter freuen sich auch, wichtige Arbeiten erledigen zu können. Außerdem wissen sie in ihren Ressorts meistens besser Bescheid als der Chef, da man bei der starken Spezialisierung heutzutage auf einem Gebiet möglichst Fachmann sein soll; die leitende Persönlichkeit aber hat den Kopf frei für alle wesentlichen Entscheidungen.
2. Klare Einteilung des Tagesablaufes, z. B. Lesen der Post, Dienstbesprechungen, Konferenzen, Diktat, die schwierigen Fragen möglichst zu Zeiten erledigen, wo der Betreffende nach seiner Erfahrung seine höchste Leistungsreserve hat.
3. Weitgehende Ersetzung des ständigen störenden Telefons durch den billigeren und niemals die Tätigkeit unterbrechenden Fernschreiber. Bei ihm kann man besser entscheiden, was dringlich ist oder nicht.
4. Diktat in die störungsfreien Abendstunden legen, und zwar möglichst durch Diktaphon.
5. Einmal in der Woche Zeit freihalten für grundlegende Besprechungen.

Die Angina pectoris oder ein ähnliches Leiden ist gar nicht die Managerkrankheit. Sie sind nur die äußeren Zeichen oder vielmehr das Endstadium einer Überanstrengung. Letzten Endes besteht die Krankheit darin, daß der Mensch wie ein Motor

auf zu hohen Touren

läuft und in der ständigen Gefahr steht, auszufallen. Aber der Mensch ist keine Maschine. Wird er dauernd überbeansprucht, bleiben bald die schöpferischen Ideen aus. Damit sinkt sein Erfolg. Daher sind auch die Faustregeln gegen die Managerkrankheit echte Maßnahmen zur Steigerung der Produktivität im wahrsten Sinne des Wortes. Es sind Grundsätze zur Erhaltung und Erhöhung der schöpferischen Leistung. Nur wenn man die Managerkrankheit aus dieser Perspektive sieht, ist Heilung möglich. Sonst läuft man Gefahr, Ursachen und Symptome zu verwechseln.

Erfolg der Röntgen-Reihenuntersuchung

Die Hüttenarbeiter sind infolge der Schwere und Eigenart ihrer Arbeit für eine Lungenerkrankung besonders gefährdet. Das ergibt sich aus den Berichten der Röntgenreihenbildstelle der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie, die kürzlich auf eine ununterbrochene zehnjährige Tätigkeit zurückblicken konnte. In den Altersgruppen von 20 bis 39 Jahren führen Lungenerkrankungen fünfmal häufiger zur Invalidisierung als beim Durchschnitt der Bevölkerung des Industriegebietes.

Als Erfolg der Reihenbilduntersuchung zur Früherkennung der Tuberkulose ist festzustellen, daß die Zahl der Neuerkrankungen bei den erfaßten Arbeitnehmern der Eisen- und Stahlindustrie von 0,26 Prozent auf 0,04 Prozent weit stärker abnahm als die Erkrankungshäufigkeit bei der übrigen Bevölkerung, die von 0,22 Prozent auf 0,13 Prozent zurückging.

Die Auswertung der Ergebnisse ergab weitere wichtige Hinweise: eine Häufung der Tuberkuloseerkrankungen in den dichter besiedelten Wohngebieten des Industriegebietes sowie einen Anstieg der Erkrankungsziffer, wenn die Zeitspanne zwischen den einzelnen Untersuchungen größer wurde.

Besondere Aufmerksamkeit galt ebenfalls der frühzeitigen Erkennung des Lungenkrebses. Nach den vorliegenden Erfahrungen der Röntgenreihenbildstelle müsse vom 40. Lebensjahr an jede allmählich entstehende Verschattung eines Lungenabschnittes oder der Lungenwurzeln als krebbsverdächtig angesehen und der Behandlung zugeführt werden, bis das Gegenteil bewiesen sei.

Im übrigen hätten die bisherigen Beobachtungen noch keinen unbedingten Anhaltspunkt für einen Zusammenhang zwischen Zigarettenkonsum und Lungenkrebs gegeben.

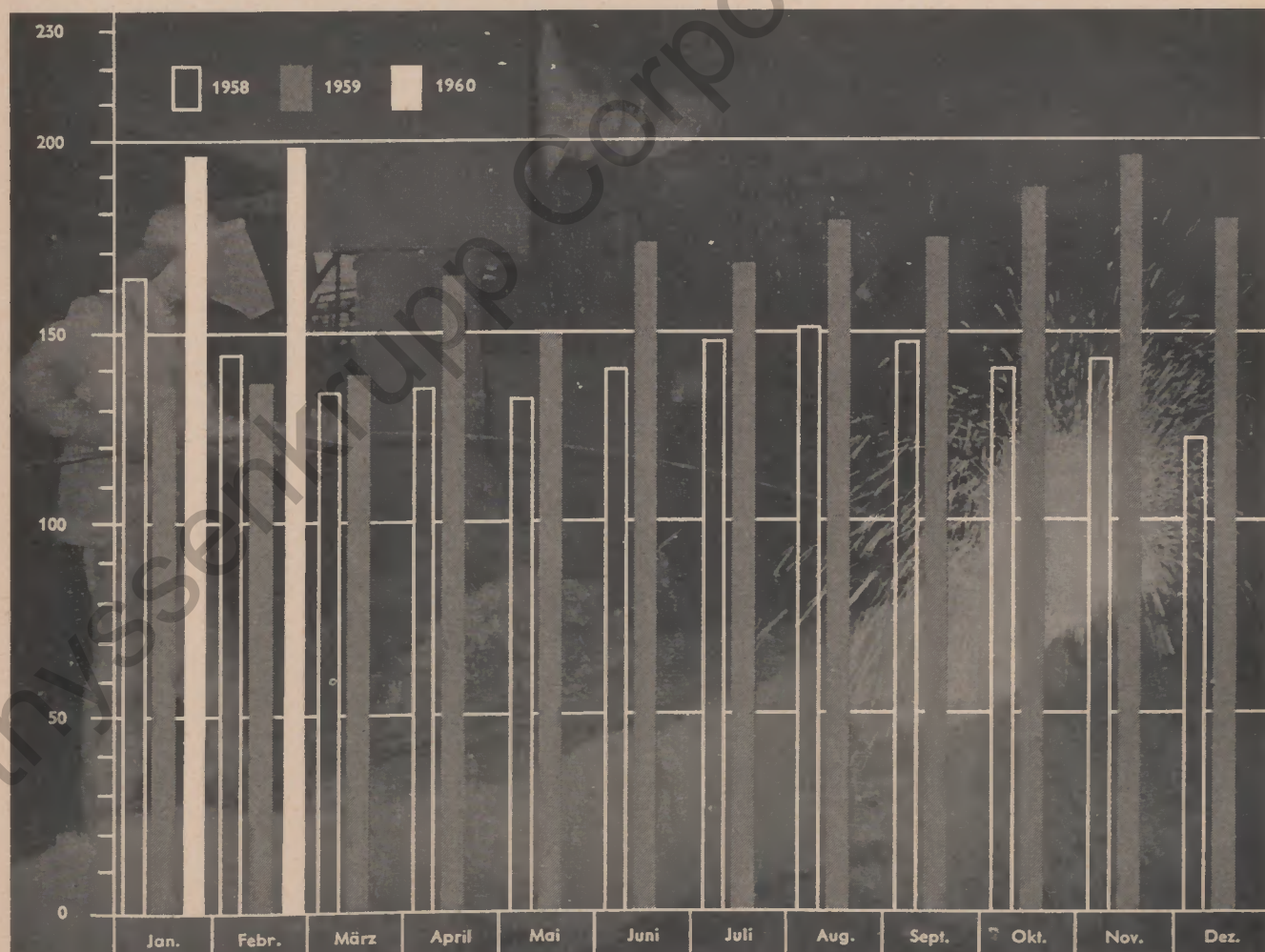
erhoffte körperliche Erleichterung mit sich bringen.

Denn es ist durchaus denkbar, daß falsch verstandene Rationalisierung in einigen Betrieben einen Teil der Schuld an den Körperschäden trägt. Viele kleine Pausen und Arbeitsunterbrechungen, die bisher den Schreibkräften körperliche Entspannung brachten, fallen weg, wodurch es zu Ermüdungserscheinungen und schließlich zu Erschöpfungszuständen und langwierigen Leiden kommt. Jedenfalls ist die überraschend hohe Zahl der „Tippkranken“ ein Warnsignal, das bei allen technischen Verbesserungen nicht übersehen werden darf. *Elisabeth Jerwitz*

Müde

Zwischen den Eisenbahnschienen schlief am Stadtrand von Mailand der stark angeheiterte Giuseppe Babuino ein. Ein Zug rollte über ihn hinweg, ohne ihn zu verletzen. Giuseppe wurde wegen widerrechtlichen Betretens der Bahnanlagen verhaftet.

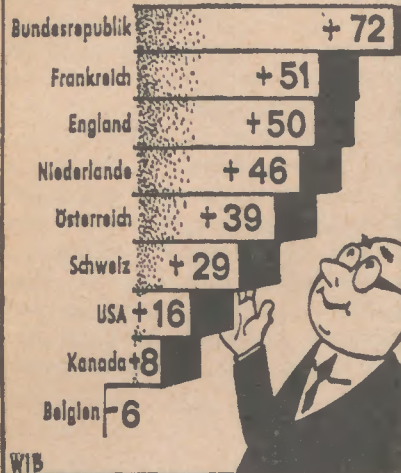
UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t Nachkriegshöchstleistung Januar 1960 = 196 170 t Vorkriegshöchstleistung März 1939 = 123 536 t
Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Konjunktur und Aktien

Veränderungen der durchschnittlichen Aktienkurse von 1958 auf 1959 (in Prozent)



Nicht allein die Sparkassen konnten im vergangenen Jahr einen neuen Sparrekord melden (die Spareinlagen stiegen 1959 auf rund 43 Md. DM), sondern auch die Wertpapierbörsen, die neben einem verstärkten Absatz von Aktien, Pfandbriefen und Obligationen haussesehliche Kurssteigerungen verzeichneten. Auch an den übrigen europäischen Börsen wurden zum Teil erhebliche Kurssteigerungen verzeichnet. Die einzige Ausnahme bildete Belgien. Die deutschen Aktien standen 1958 nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes bei 301 im Durchschnitt aller Börsen, 1959 bei 516, was einer Steigerung von 72 Prozent entspricht.



Fast ein Drittel des Sozialprodukts wandert als Steuern in die Kassen des Bundes, der Länder und Gemeinden. Zahlreiche Aufgaben warten auf eine Erledigung durch Vater Staat. Daß die Zahl solcher Projekte in den vergangenen Jahren nicht geringer geworden ist, ist weniger die Schuld der Finanzminister als vielmehr der Parlamente, die besonders vor Wahlterminen gerne Steuerergeschenke machen. Bundesfinanzminister Etzel wehrt sich energisch gegen die Ausgabenfreudigkeit der Regierung und des Parlaments, da sonst Steuererhöhungen unvermeidbar sind.

TECHNIK UND PRODUKTION

Demokratie im Betrieb

Unter dieser Überschrift und dem Untertitel „Die Kunst der Überzeugung wird in Zukunft ein wichtiger Faktor der Menschenführung sein“ schrieb Dirk Cattepoel einen sehr beachtenswerten Artikel im „Handelsblatt“ vom 19./20. Februar 1960, dem wir entnehmen:

„... wenn wir auf das blicken, was schon heute von der zukünftigen Entwicklung sichtbar ist, dann dürfen wir einen Arbeitnehmer erwarten, der von dem gestrigen und auch vom heutigen recht verschieden sein wird. Schon heute hat der Arbeiter den Proletarier weitgehend abgestreift und steigt langsam-sicher zu den Mittelschichten hinauf. Die einst so klare Trennung zwischen Angestellten und Arbeitern ist schwimmend geworden, und es wird zur Frage, ob in Zukunft die hierarchischen Höhenlinien des Betriebes nicht ganz woanders verlaufen werden — wie etwa nunmehr zwischen führender und ausführender Tätigkeit. Aber selbst dann, wenn auch noch in der Zukunft eine Grenze zwischen Angestellten und Arbeitern gelten sollte, werden die Schwergewichte diesseits und jenseits der Grenze anders verteilt sein. Es wird in der Zukunft mehr Angestellte und weniger Arbeiter geben, und manche Arbeitergruppe von heute wird morgen eine Angestelltengruppe sein. Folgerung daraus für eine zukunfts offene unternehmerische Konzeption:

Die neue Hierarchie

Nicht zuletzt wird sich in der Zukunft der unternehmerische Führungsstil wandeln. Zumal in Deutschland liebt man noch die Zentralisation der Führungsgewalt und die Befehl-Gehorsam-Führungsmethode. Die Zeiten, in denen man so führen kann, sind bald vorbei. Denn trotz aller Klage über die Massengesellschaft unserer Zeit entwickelt der Mensch von heute eine bemerkenswerte Neigung, sich von der Masse zu distanzieren und Privatmann zu sein. Vor allem aber ist er wachsend empfindlich gegenüber jedem, der über ihn verfügen will und in ihm nur eine Arbeitskraft oder eine Karteinummer sieht. Die Anerkennung des Menschen wird zu einer Grundforderung für jede Menschenführung im Betrieb. In der Zukunft wird das erst recht so sein ...“

Die Löhnungstage für dieses Jahr

Monat	Art der Zahlung	Freischicht	Zeit	Frühschicht 14 Uhr	Mittagschicht 22 Uhr	Nachtschicht 6 Uhr
Januar	Abschlag	26. 1.	6 Uhr	26. 1.	26. 1.	27. 1.
	Restlohn	11. 2.	14 Uhr	10. 2.	10. 2.	11. 2.
Februar	Abschlag	25. 2.	14 Uhr	24. 2.	24. 2.	25. 2.
	Restlohn	15. 3.	6 Uhr	15. 3.	15. 3.	16. 3.
März	Abschlag	29. 3.	6 Uhr	29. 3.	29. 3.	30. 3.
	Restlohn	14. 4.	14 Uhr	13. 4.	13. 4.	14. 4.
April	Abschlag	28. 4.	14 Uhr	27. 4.	27. 4.	28. 4.
	Restlohn	12. 5.	14 Uhr	11. 5.	11. 5.	12. 5.
Mai	Abschlag	24. 5.	6 Uhr	24. 5.	24. 5.	25. 5.
	Restlohn	14. 6.	6 Uhr	14. 6.	14. 6.	15. 6.
Juni	Abschlag	28. 6.	6 Uhr	28. 6.	28. 6.	29. 6.
	Restlohn	12. 7.	6 Uhr	12. 7.	12. 7.	13. 7.
Juli	Abschlag	26. 7.	6 Uhr	26. 7.	26. 7.	27. 7.
	Restlohn	11. 8.	14 Uhr	10. 8.	10. 8.	11. 8.
August	Abschlag	25. 8.	14 Uhr	24. 8.	24. 8.	25. 8.
	Restlohn	13. 9.	6 Uhr	13. 9.	13. 9.	14. 9.
Septemb.	Abschlag	27. 9.	6 Uhr	27. 9.	27. 9.	28. 9.
	Restlohn	13. 10.	14 Uhr	12. 10.	12. 10.	13. 10.
Oktober	Abschlag	27. 10.	14 Uhr	26. 10.	26. 10.	27. 10.
	Restlohn	10. 11.	14 Uhr	9. 11.	9. 11.	10. 11.
Novemb.	Abschlag	29. 11.	6 Uhr	29. 11.	29. 11.	30. 11.
	Restlohn	13. 12.	6 Uhr	13. 12.	13. 12.	14. 12.
Dezember	Abschlag	—	—	—	—	—
	Restlohn	12. 1. 61	14 Uhr	11. 1. 61	11. 1. 61	12. 1. 61
Januar 1961	Abschlag	26. 1. 61	14 Uhr	25. 1. 61	25. 1. 61	26. 1. 61

Urlauber und Kranke erhalten ihre Löhnung mit der Frühschicht um 14 Uhr.



Eigentumsbildung

Obwohl man natürlich alles versuchen soll, das Sparen der Arbeitnehmer zu fördern, erscheint es doch jetzt und, soweit man voraussehen kann, auch in Zukunft aussichtslos, diesen Gleichstand auf freiwilliger Basis zu erreichen. An der gesamten Kapitalbildung der Nachkriegszeit war das Sparen der privaten Haushaltungen jedenfalls nur etwa zu 20 Prozent beteiligt. Das ist auch natürlich. Kapital entsteht im großen und ganzen aus Gewinnen. Das Kapital kommt zwar nicht, wie Marx in einer seiner weißglühenden Phrasen meinte, „aus allen Poren bluttriefend“ zur Welt, aber man verschone uns doch mit der Kinderfabel, als ob das Kapital aus persönlicher Sparsamkeit der Kapitalisten entstanden sei — Sparsamkeit im Sinne des Nichtverbrauches von normalem Haushaltseinkommen. Wenn man einen Teil der neueren Diskussion um die Eigentumsbildung der Arbeitnehmer liest, hat man den Eindruck, als ob manche Leute nur solches erspartes Eigentum als „echt“ anerkennen wollen. Nach diesem Maßstab gibt es sehr wenig echtes Eigentum heute . . . Einfache Gewinnmaximierung ist meist eine sehr schlechte Politik. Daß jetzt die halbe Welt kommunistisch ist, verdanken wir gerade den Leuten, die nichts von ihren formalen Rechten aufgeben wollten. Sie haben nicht nur ihren eigenen Besitz verspielt, was unter diesem Gesichtspunkt zu verschmerzen wäre, sondern indirekt die freie Gesellschaft diskreditiert und die Entwicklung zu einer menschenwürdigen Ordnung um hundert Jahre zurückgeworfen.

(„Industriekurier“)

Reallohn-Differenz: Noch zwei Fünftel

Während 1950 (in der Ostzone) der Verbrauch einer vierköpfigen Familie 443,80 DM-Ost oder 72 Prozent mehr als im Bundesgebiet (257,60 DM-West) erforderte, lagen die entsprechenden Vergleichszahlen im Juni 1959 bei 418,70 DM-Ost, was nur noch 25 Prozent mehr als im Bundesgebiet mit 335,80 DM-West sind. Wie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung berechnet, hat sich der erforderliche Aufwand für die in diesem Warenkorb enthaltenen Güter und Dienste

also in der Ostzone um 6 Prozent ermäßigt, dafür aber im Bundesgebiet um 30 Prozent erhöht. Noch stärker sind die Veränderungen bei der Verwendung reicher ausgestatteter Warenkörbe. Bei einem Aufwand von 654,30 DM-Ost im Jahre 1950 trat inzwischen eine Ermäßigung um rund 18 Prozent auf 539,60 DM-Ost bzw. um 26 Prozent ein, während der Aufwand für den entsprechenden westdeutschen Warenkorb von 322,30 auf 405,10 DM-West stieg. In den untersten Verbrauchsgruppen bestehen dagegen zwischen Ost und West praktisch keine Unterschiede . . . Nach den Ermittlungen des Instituts müßte im Falle der mittleren Verbrauchsgruppe in der Ostzone ein Verbrauchseinkommen bezogen werden, das um 28 Prozent über dem der westdeutschen Vergleichsfamilie liegt, um, von qualitativen Unterschieden abgesehen, zur gleich hohen Lebenshaltung wie im Bundesgebiet zu kommen. In den unteren Einkommensstufen müßte der Abstand nur 19 Prozent, in den oberen dagegen 40 Prozent und mehr betragen. Da jedoch der durchschnittliche Bruttomonatsverdienst in der Zone 1958 bei 400 DM-Ost lag, im Westen gleichzeitig 446 DM-West erzielt wurden, läßt sich unter Berücksichtigung des bestehenden Preisverhältnisses feststellen, daß zum Erreichen der gleichen Lebenshaltung in beiden Teilen Deutschlands der monatliche Durchschnittslohn in der Ostzone um zwei Fünftel hätte höher sein müssen. (Handelsblatt)

Die „Gewerkschaft“ der Bosse

Seit 1948 sind die britischen Aktiengesellschaften . . . verpflichtet, die dem Vorstand gezahlten Gehälter, Tantiemen, Pensionsfondsbeiträge und sonstigen Barzuwendungen jährlich gesondert auszuweisen. Dabei weiß man, daß im Rechnungsjahr 1957/58 die rund 1100 Direktoren der 100 größten britischen Industrieunternehmen durchschnittlich 8000 bis 9000 DM je Monat verdienten. Im 14köpfigen Direktorium der Firma E. S. and A. Robinson erhielten die Mitglieder im monatlichen Durchschnitt 29 500 DM. Bei Turner and Newall beträgt das entsprechende Monatsgehalt 27 500 DM, bei Shell Transport and Trading 22 900 DM, bei Dunlop Rubber 20 500 DM, bei ICI und Woolworth etwas über 18 000 DM, bei der British Motor Corporation 17 600 DM, bei Unilever 17 000 DM, bei Esso Petroleum, English Electric, Imperial Tobacco, Great Universal Stores und Ford Motor ungefähr 11 000 DM. Da die Junioren im Verwaltungsrat selbst der großen Aktiengesellschaften kaum über 7000 DM kommen, er-

reichen die Senioren und vor allem die Chairmen solcher Großunternehmen im Monat wahrscheinlich ein Salär von gut 40 000 DM. Aus einem mit 40 000 DM erklärten Monatseinkommen verbleiben nach dem Zugriff des Fiskus jedoch weniger als 8000 DM. Wenn 8000 DM auch beileibe kein Pappenstiel sind und das Geschäftskostenkonto der Geschäftswagen und die Geschäftswohnung auch hier und dort einen bescheidenen Ausgleich erlauben, so weist man doch gerne auf die USA hin, wo der Präsident von Bethlehem Steel 1957 rund 225 000 DM brutto monatlich bezogen hat.

(Die Zeit)

Geburtenkontrolle — eine Schicksalsfrage

Eindeutig für eine Geburtenkontrolle auch durch Empfängnisverhütung hat sich von den christlichen Kirchen bisher allein die anglikanische ausgesprochen. Ein Ausschuß der englischen Hochkirche stellte 1958 fest: „Wenn die Obrigkeiten zu der Einsicht gelangen sollten, daß es ihre Pflicht sei, die Geburtenkontrolle im Interesse einer Hebung des Lebensstandards zu fördern, sollten die Christen ihre Unterstützung nicht verweigern.“ Der Bischof von Southwark, Arthur Stockwood, erhielt im August 1959 Gelegenheit, in der britischen Rundfunkgesellschaft BBC ein Plädoyer für die Geburtenkontrolle zu halten — vermutlich das erste, das ein europäischer Rundfunksender verbreitet hat. — Auch sonst kommen aus England, wo schon Malthus wirkte, die meisten Stimmen für die Geburtenkontrolle. Vor Toynbee hat sich der frühere Generaldirektor der UNESCO, Sir Julian Huxley, mehrfach nachdrücklich für die Geburtenkontrolle eingesetzt. „Eine sich hemmungslos vermehrende Menschheit müßte zu einer Krebskrankheit unseres Planeten werden“, schrieb er im Januar 1959. „Wenn wir nichts dagegen tun, daß die Zahl der Enkel unserer Enkel 10 Milliarden oder mehr beträgt, rufen wir den Fluch kommender Generationen auf uns herab.“ — Im November 1959 forderte Huxley die Schaffung eines politischen Organs der UNO, das eine Weltbevölkerungspolitik entwickeln und verwirklichen solle. „Wir haben zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen“, sagte der britische Biologe. „Die eine Möglichkeit ist, daß wir die menschliche Fortpflanzung bewußt kontrollieren. Die andere Möglichkeit ist, daß die Menschheit ihre Hilfsquellen auf der Erde erschöpft, die Grundlagen der Zivilisation zerstört und in Schmutz und Elend zurückfällt.“

(Süddeutsche Zeitung)



Wohnungs- Tausch



Biete: 3½ Zimmer, 42 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, Werkswohnung, Werksnähe, II. Etage, Miete 80,— DM

Suche: 2½ Zimmer, Neubau, Werkswohnung, mit Bad und Balkon, Etagenwohnung, möglichst Eving (Westfalenburg), Miete bis 70,— DM (680)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, werksgeb. Wohnung, in der Franz-Zimmer-Siedlung, Miete 44,— DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (681)

Biete: 3½ Zimmer, 50 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Hombruch, Privatwohnung, Miete 59,— DM

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 50,— DM (682)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Toilette, und großer Mansarde, III. Etage, Privatwohnung, Altbau, Miete 37,— DM

Suche: 2½—3½ Zimmer, Miete bis 95,— DM (683)

Biete: 3 Zimmer, 36 qm, mit Toilette, Speisekammer, II. Etage, Altbau, werksgeb. Wohnung, Miete 41,— DM

Suche: 3½ Zimmer, möglichst an der Westfalenburg, Miete bis 95,— DM (684)

Biete: 2½ Zimmer, 35 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Privatwohnung, Miete 56,— DM

Suche: 3½—4½ Zimmer, Privatwohnung, Miete bis 95,— DM (685)

Biete: 2½ Zimmer, 40 qm, mit Bad und Balkon, Neubau, II. Etage, Privatwohnung, in Lütgendortmund, Miete 72,— DM

Suche: 2½—3½ Zimmer, mit Bad, Miete bis 90,— DM (Stadtgebiet) (686)

Biete: 4 Zimmer, 50 qm, mit Brausebad, Abstellraum, 2 Keller, Neubau, I. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 50,— DM

Suche: 2—2½ Zimmer mit Bad, Parterre oder I. Etage Bedingung, Werksnähe, Neubau, Miete bis 55,— DM (687)

Biete: 2 Zimmer, 38 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 38,— DM

Suche: 2 Zimmer mit Bad, auch im Vorort, Miete bis 50,— DM (688)

Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Bad und Balkon, werksgeb. Wohnung, Neubau, Parterre, Miete 35,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM (689)

Biete: 2 Zimmer und Kochnische, 40 qm, mit Toilette, Altbau, Privatwohnung, Parterre, Miete 36,— DM

Suche: 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (690)

Biete: 3 Zimmer, 48 qm, mit Bad, Werkswohnung, II. Etage, Miete 42,— DM

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, Miete bis 40,— DM (691)

Biete: 3 Zimmer, 55 qm, mit Badbenutzung, I. Etage, im Einfamilienhaus, Altbau, Privatwohnung, in Mengede, Miete 40,— DM

Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 80,— DM (692)

Biete: 2 Zimmer, 35 qm, abgeschlossen, II. Etage, Privatwohnung, Miete 38,— DM

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, möglichst Südwesten, Miete bis 55,— DM (693)

Biete: 3 Zimmer, 47 qm, II. Etage, in Kamen, Miete 39,— DM

Suche: Gleichwertige Wohnung in Werksnähe (694)

Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad, Neubau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 47,— DM

Suche: 3 Zimmer, am Stadtrand, Miete bis 65,— DM (695)

Biete: 4 Zimmer, 78 qm, mit Speisekammer, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, III. Etage, Miete 52,— DM

Suche: 3 Zimmer, möglichst mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 80,— DM (696)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Altbau, Parterre, Werkswohnung, Miete 37,— DM

Suche: 4 Zimmer, Miete bis 80,— DM (697)

Biete: 2 Zimmer, 26 qm, mit Speisekammer, Balkon und Toilette, abgeschlossen, Altbau, Privatwohnung, II. Etage, Miete 41,— DM

Suche: 3—4 Zimmer, Miete bis 90,— DM (698)

Biete: 3 große Zimmer mit Balkon, abgeschlossen, Werkswohnung, Miete 40,— DM

Suche: 2—2½ Zimmer mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 50,— DM (699)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Toilette, abgeschlossen, neu aufgebaut, Privatwohnung, II. Etage, Miete 27,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, Miete bis 80,— DM (700)

Biete: 2½ Zimmer mit Bad in der Franz-Zimmer-Siedlung, Miete 38,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer in Werksnähe, möglichst I. oder II. Etage, Miete bis 60,— DM (701)

Biete: 3 Zimmer, 40 qm, Neubau, I. Etage, Hombruch, Miete 43,— DM

Suche: 3—4 Zimmer, möglichst I. Etage, Werksnähe, Miete bis 50,— DM (702)

Biete: 2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, I. Etage, Werkswohnung, Miete 26,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM (703)

Biete: 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 38,— DM

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, möglichst Werkswohnung, Miete bis 45,— DM (704)

Biete: 2 Zimmer, 39 qm, mit Bad, II. Etage, Neubau, Privatwohnung, Miete 40,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 55,— DM (705)

Biete: 2 Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete 38,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer, möglichst Werkswohnung, Miete bis 80,— DM (706)

Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Altbau, Werkswohnung, Miete 21,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer, Werksnähe, möglichst Werkswohnung, Miete bis 60,— DM (707)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, I. Etage, Werkswohnung, Miete 52,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer, möglichst Hombruch, Miete bis 65,— DM (708)

Biete: 3 Zimmer, 35 qm, mit Bad, Neubau, II. Etage, Werkswohnung, Miete 55,— DM

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, Privatwohnung, Miete bis 60,— DM (709)

Biete: 3 Zimmer mit nicht eingerichteten Bad, Balkon, 2 Keller, Privatwohnung, I. Etage, Miete 85,— DM

Suche: 3 Zimmer und Kochküche, mit Bad, evtl. mit Garage, Privatwohnung, im Süden oder südl. Stadtrand, Miete bis 160,— DM (710)

Biete: 3 Zimmer, 44 qm, abgeschlossen, mit Balkon und Speisekammer, Altbau, Parterre, Werkswohnung, Miete 34,— DM

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, möglichst mit Bad, Privatwohnung, Werksnähe, Miete bis 50,— DM (711)

Anfragen: Pressestelle, Eberhardstraße 23, Werkruf 4116 (Frl. Ottensmeyer)



Die kritische Viertelstunde

Die erste Viertelstunde nach der Heimkehr des Mannes ist die kritischste Viertelstunde in einer Ehe. In ihr liegt die Ursache zu vielen ehelichen Dissonanzen und familiären Spannungen.

Der eine Typ von Mann läßt sich aufatmend neben seiner Frau auf dem Sofa nieder und entläßt seine innere Spannung, indem er — fast wie im Monolog — Freude, Sorgen und Ärger des Tages noch einmal an sich vorüberziehen läßt. Die Frau braucht ihm nur teilnahmsvoll zuzuhören. Der Widerhall ihres unverbrüchlich verbundenen Herzens läßt ihn schnell die ruhende Mitte seines Wesens wiederfinden. Nur eins können diese Männer in der kritischen Viertelstunde nicht vertragen: Alleinsein. Ist die Frau bei seiner Heimkehr etwa gerade beim Friseur, sind sie den ganzen Abend nicht mehr zu gebrauchen.

Der andere Typ kann in der kritischen Viertelstunde niemanden sehen und hören.
Er ist leergepumpt wie ein Vakuum.

Das Gefälle von beruflicher Anspannung zum plötzlichen Nichtstun ist so groß, daß er sich nicht so schnell umstellen kann. Er kann nichts mit sich anfangen, noch weniger mit seiner Partnerin. Tritt sie aber in dieser Situation fordernd an ihn heran, ist er verdrossen und abweisend, obgleich er sich den ganzen Tag auf sein Zuhause gefreut hat. Die vor Mitteilungsbedürfnis berstende Frau quittiert das mit Befeidigtsein. Der Abend ist mal wieder gründlich verdorben. Das wiederholt sich in manchen Ehen täglich, ohne daß einer der Eheleute ernstlich einmal eine Abhilfe erwägt.

Am besten richtet man solchen Männern ein Refugium ein (wenn auch nur eine Couch-ecke im Schlafzimmer), wohin sie sich unmittelbar nach ihrer Heimkehr zurückziehen können. Alleinsein, Stille und Geborgenheit der eigenen vier Wände füllen allmählich ihr Vakuum wieder auf, was allerdings eine gute Stunde dauern kann. Das setzt natürlich ein gerüttelt Maß an Selbstdisziplin seitens der Frau voraus. Sie muß warten können, bis der Mann sie sucht. Dann aber ist die Begegnung ein gegenseitiges Nehmen und Geben.

Es gibt aber auch Männer, die
aus Eitelkeit ihre Abgespanntheit nicht zugeben,

oder die das erholende Alleinsein als Zeitvergeudung betrachten. In selbstbetrügerischer Weise mischen sie sich gleich nach der Rückkehr unter die Familie, denn sie wollen „doch etwas von ihr haben“. Etwa so: Er lehnt im Sessel und schließt ruheheischend die Augen. Oder er döst unter dem Vorwand, zu lesen, hinter einem Berg von Zeitungen. Auf die unvermeidlichen Störungen durch das Familienleben reagiert er mit unmißverständlichen Zeichen des Mißmutes, wie: „Mein Gott, kann man denn nicht einmal einen Augenblick verpusten?“ oder: „Könnt ihr euch denn nicht einmal einen Augenblick ruhig verhalten?“ Das ist natürlich bei Kindern ein unmögliches Ansinnen. So erholt sich der Mann nie. Er ist gereizt, die Familienatmosphäre ist gespannt. Der kritischste Augenblick wird zum gefürchtetsten Augenblick. Ein halbes Stündchen absolute Ruhe hätte darüber hinweggeholfen. Diesen uneinsichtigen Männertyp muß man einfach überlisten. In der Zeit seiner Heimkehr hält man die Kinder hinter den Kulissen, und selbst ist man abwesend, beim Friseur oder beim Einholen. So erlegt man ihm das Alleinsein einfach auf. Meist macht er dann ein kleines Nickerchen. Wenn er gerade wieder wach ist und anfängt, sich nach einem zu sehnen, steigt man wie eine Göttin plötzlich aus den Wolken. Man wird freudig begrüßt. Der Abend ist gewonnen. Die glückliche Überwindung des kritischen Augenblicks liegt ganz in den Händen der Frau.

10 Regeln für die Wolldeckenpflege

Sowohl beim Hausputz wie bei der großen Wäsche wird oft leider die Reinigung der Wolldecken vergessen. Aber auch sie brauchen Pflege; denn sie haben bei guter Behandlung, neben anderen erfreulichen Eigenschaften, den Vorzug einer langen Lebensdauer. Folgende Punkte sollte man besonders beachten:

1. Wolldecken müssen pfleglich behandelt werden, wenn sie ihre wärmependende Kraft und ihre für den ruhigen Schlaf so förderliche Luftdurchlässigkeit behalten sollen.
2. Selbstverständlich muß auch die Wolldecke regelmäßig an die frische Luft und ab und zu ausgeschüttelt werden.
3. Beim Waschen darf auf keinen Fall heißes Wasser verwendet werden. Das schadet der Wollfaser.
4. Statt Seife gibt man besser ein Feinwaschmittel in das kalte bis handwarme Wasser, je einen Eßlöffel auf zwei Liter.
5. In der Waschlauge werden die Wolldecken geschwenkt und leicht gedrückt, aber unter keinen Umständen gerieben und gewrungen.
6. Das Spülen erfolgt in kaltem oder lauwarmem Wasser.
7. Zum Nachspülen wird dem klaren Wasser ein Schuß Essig beigegeben.
8. Anschließend wird die Wolldecke leicht ausgedrückt. Nicht wringen und nicht falten!
9. Zum Trocknen hängt man die Wolldecke am besten quer über mehrere Leinen, damit das Wasser gut abtropfen kann. Man vermeide dabei sowohl allzu starke Sonnenbestrahlung wie vor allem auch Ofenhitze.
10. Die getrocknete Wolldecke wird locker aufgeschüttelt. Bügeln drückt die Fasern zusammen und beraubt die Decke eines Teils der Wärmewirkung und ihrer die Temperaturen ausgleichenden Fähigkeiten.

Kußfreudige

Amerikanerinnen

Das amerikanische Mädchen küßt im Durchschnitt 79 Männer, bevor es heiratet. Das hat eine Umfrage ergeben, die im Auftrag einer Lippenstiftfirma in den Vereinigten Staaten durchgeführt wurde. Das Alter des ersten Kusses liegt augenblicklich bei elf Jahren.



Schick am frühen Morgen

Es geht nichts über die Gemütlichkeit — vor allem am frühen Morgen. Wer nicht gerade zu den bedauernswerten Geschöpfen gehört, die in aller Herrgottsfrühe, quasi noch mit dem Brötchen in der Hand, die Straßenbahn zum Büro erwischen müssen, kann und sollte die Frühstücksstunde zu einer gemütlichen Atempause vor dem Ansturm der Tagespflichten werden lassen. Ein „geruhiges Frühstück“ — das wird jeder Arzt bestätigen — ist mit das beste Mittel gegen die Managerkrankheit, die ja, laut Statistik, auch die Hausfrau nicht verschont.

Das modische Rezept für den gemütlichen Tagesanfang heißt: ein hübscher, kleidsamer Morgenrock. Er sorgt für die nötige Seelenruhe, denn auch das beste Frühstück schmeckt nicht, wenn man ewig Angst haben muß, es könnte klingeln, ehe man richtig angezogen ist.

Das Wichtigste — die modischen Verordnungen für den schicken Tagesanfang — kann man sich ganz individuell nach dem Geldbeutel verschreiben lassen. Für den üppigeren gibt es bezaubernde Negligés aus schleierartigen, einfarbenen oder bedruckten „Perlon“-Gewebe. Besonders schick sind die knöchellangen Mäntel mit riesigen, bauschigen Ärmeln, deren Stofffülle von einer breiten Schärpe gebändigt wird. Aber auch für den schmalen und noch schmaleren Geldbeutel gibt es ein vielseitiges Angebot. Da sind zunächst einmal, um bei den langen Morgenröcken zu bleiben, die sehr kleidsamen und auch für „Mollige“ vorteilhaften Modelle aus blütenreich bedruckten Seidensatins, die innen leicht geraut sind. Sie haben meist einen spitzen Ausschnitt mit langem Schalkragen und einen weiten Glockenrock. Ein Bindegürtel betont die Taille. Diese Modelle gibt es natürlich auch phantasievoll gesteppt aus einfarbenen Seidenmaterialien.

Favorit in allen Preisklassen aber ist der kurze Morgenrock. Er bestimmt das modische Bild. Neben den geraden Kittelformen sieht man ihn auch mit trapezförmiger Weite. Sehr hübsch sind vor allem die Passenmodelle, bei denen die Stoffweite an große, runde oder viereckige Passen angekraut ist. Man kann sie mit oder ohne Gürtel tragen. Sie wirken immer adrett und sehr jung. Auf ihrer Stoffskala geben sich alle Morgenrockmaterialien ein Stelldichein. Ganz oben stehen zarte „Perlon“-Gewebe, seidige Popeline und Satins und mollige Flanelle.

Ob lang oder kurz, ob Negligé oder schlichter Morgenkittel — Spiegel und Geldbeutel müssen entscheiden. Ein Blick in die Schauwindower beweist, daß es auf alle Fragen sehr kleidsame modische Antworten gibt.

Jersey für jede Tageszeit

Jersey ist ein Wirkmaterial, das nicht die Ambitionen hat, durch das Maschenbild Effekte zu erzielen. Jersey will stofflich verarbeitet werden und ebenso als Stoff in die Mode eingesetzt sein. Die Masche ist deshalb äußerst fein und nur beim näheren Hinschauen erkennbar. Man könnte nun fragen, warum überhaupt ein Wirkmaterial, eine Webware täte es doch auch! Aber Stoff und Jersey sind nun einmal nicht dasselbe.

Jersey ist schmiegsamer, anpassungsfähiger und zugleich anspruchsloser. Er füllt die Lücke zwischen Gestricktem und Gewebtem; man verwendet ihn immer dann, wenn eine Verbindung zwischen sportlichem Stil, weiblicher Schmiegsamkeit und praktischen Erfordernissen gesucht wird. Jersey ist daher schon seit vielen Jahren aktuell und als Spezialerzeugnis unentbehrlich. Natürlich wird das schöne Material ständig veredelt und weiterentwickelt und den modischen Tendenzen angepaßt. Es gibt in

Jersey alles, was in der Mode im Rennen ist: Bouclé und Mohair, Schotten, Glenchecks, Tweed und Pepita, jede Art von Streifen-effekten, Jacquarddessinierungen und neuerdings entzückende bunte Drucke für Boutiqueröcke und Hemdblusenkleider.

Die modernen Jerseyqualitäten sind für den Winter nach wie vor in reiner Wolle sehr beliebt, kommen aber auch z. B. in Dralon-Hochbausch, in Orlon und anderen synthetischen Materialien wunderschön, leicht, wärmend und strapazierfähig heraus. Daneben gibt es reinseidene und aus Wolle und Seide gemischte Qualitäten. Die ersteren werden für elegante Nachmittags- und sogar für Abendkleider verwendet und eignen sich wie kaum ein anderes Material zum Drapieren. Es ist freilich eine besondere Kunst, mit ihnen umzugehen. Eine spezielle Qualität ist die erst seit einigen Jahren auf dem Markt befindliche „Wevenit“-Ware. Sie ist doppelschichtig, daher formbeständiger und für Röcke und Kostüme vorzüglich geeignet. Wegen ihrer außerordentlich guten Eigenschaften hat sie sich schnell viel Freunde gemacht. Daß die hohe Leistungsfähigkeit der Jerseyhersteller auch luxurdurchwirkte Jerseys herausbringt, ist selbstverständlich. Damit ist Jersey unter anderem zu einem sehr festlichen Material geworden, herrlich für Cocktailkostümchen und Abendensembles.

Die wertvollste und bekannteste Eigenschaft aller Jerseys ist wohl die Knitterresistenz. Farbechtheit und Waschbarkeit sind selbstverständlich. Die leichteren Jerseyqualitäten lassen sich sehr schön plissieren, und die Plissees halten sehr gut die Form. Wer Jersey einmal getragen hat, wird nie mehr darauf verzichten wollen. Wer noch keine Freundschaft mit Jersey geschlossen hat, sollte es schleunigst tun.

Das Komplet kommt wieder

Die Mode des Winters hat einen guten alten Bekannten wieder entdeckt: das Komplet. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein beherrscht es das Bild. Das Komplet kommt unserem Wunsch nach Vollständigkeit und Harmonie entgegen. Wir tragen keine Nachmittagskleider mehr, sondern Nachmittagskomplets, und bevorzugen sowohl

das Cocktail- als auch Abendensemble. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir zu einer Jacke oder zu einem Mantel mehrere Nachmittags- und auch Cocktailkleider tragen können. Die schmale Silhouette der Nachmittags- und Cocktailkleider wird nur ab und zu durch ein Kleid mit Kuppelrock unterbrochen. Darüber trägt man gegürtete

Jacken oder solche in der neuen Kegelschnittform, deren größte Weite, ungebrochen von den Schultern fallend, am Saum liegt. Sie weisen Pelzbesatz auf. Bei den Kleidern fällt die Rückkehr zum Fledermausärmel und dem Ikarusärmel auf, ein halblanger Flügelärmel, der tief angesetzt ist und seine Weite aus Falten oder einer Glocke bezieht.

Die Oberteile

sind oft gewickelt. Es gibt noch immer großzügige Ausschnitte, rund oder oval,

manchmal auch spitz, große Pierrot- oder Hula-Hoop-Kragen, auch breite Schalkragen in Biedermeierform, die man abnehmen kann. Daneben haben die Oberteile aber vorn oft ansteigende Tendenz und geben dann großzügig den Rücken frei. Das Material ist kostbar in der Wirkung. Man sieht feine Velours, Woll- und Seidentweeds, Lamés und viele Jacquards und Brokate, die mit Mischgeweben aus den verschiedensten Rohstoffmaterialien, unter denen Perlon mit Wolle oder Acetat eine gewichtige Rolle spielen, konkurrieren.

Die Abendkleider

für die ganz großen, offiziellen Bälle bevorzugen den romantischen Stil. Die weiten Röcke bestehen aus vielen Lagen Perlon-tülls, die im Farbton sorgsam aufeinander abgestimmt sind und niemals zusammenfallen können. Sie bauschen sich unter enganliegenden Duchessekorsagen und wiederholen manchmal am Saum die kostbare Stickerei, die den Ausschnitt schmückt. Aber auch Brokat, Chiné-Taft, Lamé, fließender Lamé-Jersey in leuchtenden Farben werden für die großen Roben verarbeitet.

Fast jedes Abendkleid ist von einem Abendmantel begleitet. Ganz weicher, flockiger Loop-Mohair, Duchesse, Samt, Brokat, Taft, Cloqués und interessante Mischgewebe sind das Material dafür. Manchmal kehrt der Stoff des Kleides als Futter wieder und betont die Zusammengehörigkeit. Für die notwendige Wärme dieser Hüllen sorgt dann eine Einlage aus Perlon-Watteline, auf die man den Futterstoff steppt. Über den großen Kleidern mit den weiten Röcken kommt natürlich die Kegelschnittlinie besonders gut zur Geltung.



BELAUSCHTE SCHÖPFUNG

Aufregung packt auch uns:
scharf einstellen —
blenden — Blitz!



Grüngelb quillt der Rücken
hervor, langsam wird der
Kopf sichtbar

Wie manches Mal haben wir schon als Kinder mit glänzenden Augen zugeschaut, wenn über dem sommerlichen See die Libellen gleich Sonnenfunken dahinschossen. Nur selten erbeuteten wir eine im Netz, noch seltener gelang uns ein Schnappschuß mit der Kamera. Und zu denken, daß diese entzückenden Tiere hervorschlüpfen aus den trägen, häßlichen Larven im Wasser! Wer doch dieses Geheimnis der Verwandlung einmal beobachten, ja, für immer in den bannenden Blick der Kamera locken könnte! Aber draußen in der Natur verhüllt die nächtliche Dunkelheit schützend diese geheimnisvollen Stunden. So müssen wir die Natur eben überlisten!

Wir richten ein kleines Aquarium ein, besetzen es mit einigen Pflanzen der Uferzone und holen im Mai ein paar Libellenlarven. Als Futter geben wir ihnen Bachwürmer und dergleichen und beobachten schon jetzt mit Blitz und Kamera ihren Beutefang, ihr Fressen und Wachsen. Endlich kommt der Tag, an dem eine von ihnen Kopf und Rücken aus dem Wasser hebt, die langen Beine fest an den Stengel des Froschlöffels geklammert. Gegen Abend bauen wir erwartungsvoll die Kamera auf und schließen das Blitzgerät an. Um 11 Uhr wird das Tier unruhig, klettert flink empor. Aufregung packt auch uns: scharf einstellen, blenden, Blitz! Es stört die Larve nicht. Atempause für 10 Minuten — da krümmt sich das Tier, zuckt, und über dem Flügelansatz platzt die Haut auf: Grüngelb quillt ein Rücken hervor, langsam wird ein Kopf sichtbar. Jetzt schnell und doch behutsam die Pflanze drehen, bis zur Profilsicht, Blitz von vorn, von der Seite — die Flügelstummel erscheinen, sachte zieht die Libelle ein Beinpaar nach dem andern hervor, beugt sich weit kopfüber nach hinten — wird sie nicht aus der Hülle stürzen? Nein, an dünnen Bändern ist sie vom Rücken her aufgehängt. Der Blitz zuckt alle paar Sekunden auf, jetzt darf man doch nicht knauserig sein! Nach diesen Minuten, die wir bebend verfolgen, hängt sie wie erschöpft, und wir haben Zeit, sie zu betrachten. Aber sie muß sich doch wieder aufrichten! Vorsorglich stellen wir die Kamera schon dementsprechend ein, halten die Hand am Auslöser. Die Minuten verrinnen — 20 — 25 —, wir wagen nicht, den Blick von dem Tier zu lösen. Da! Blitz! Mit einem Ruck ist der Körper emporgeschnellt und hat mit den beborsteten Beinen den leeren Larvenkopf umklammert. Gekrümmt hängt sie da und zieht nun sachte das Hinterleibsende aus der Hülle. Was sollen wir mehr bewundern: die Schönheit der Gestalt, den Schimmer der zarten Farben, die Sicherheit und Sinnhaftigkeit der Bewegungen? Mehr und mehr streckt sich der Hinterleib. Die Flügel, erst noch kraus und zerknüllt wie Mohnblütenblätter in der Knospe, werden aufgepumpt und wachsen. Jetzt haben sie die Hinterleibsspitze erreicht,

Wird sie nicht aus der Hülle
stürzen?

Die Flügel, erst noch kraus
und zerknüllt wie Mohnblüten-
blätter in der Knospe . . .



noch immer wachsen sie darüber hinaus,
werden glatter und glänzen gläsern. Mehrfach
drehen wir die Pflanze sachte hin und her,
vertauschen hellen und dunklen Hintergrund,
verändern den Einfallswinkel des Blitzes,
den Abstand, die Blende. So bieten wir der
Kamera vielfältige Möglichkeiten, um dar-
aus wieder Erfahrungen zu sammeln für
spätere Versuche. Erschöpft hängt das Tier

ein paar Stunden, bis die Morgendämmerung
heraufsteigt. Die Flügel haben sich gehoben,
vibrieren in rasendem Spiel, so daß uns nur
noch mit Mühe ein Bild gelingt. Die ge-
heimnisvolle Verwandlung ist zu Ende.
Wir öffnen das Fenster — da schießt die
Libelle hinaus in den lichten Morgen.
Wir aber stehen noch staunend über das
wundervolle Geschehen, das Herz ist ver-

zaubert von all der Schönheit, erfüllt von
Freude und Dankbarkeit. Denn bei allem
eigenen Bemühen hatten wir ja auch einen
tüchtigen Helfer: die Technik. Sie hat es
uns ermöglicht, den Kindheitstraum zu
erfüllen, in ein verborgenes Geheimnis der
Natur hineinzuschauen und alle die daran
teilnehmen zu lassen, deren Augen und Herz
dafür offenstehen.

Dr. G.

Die Flügel vibrieren in
rasendem Spiel, so daß
nur noch mit Mühe ein Bild
gelingt



UNSERE BETRIEBSKRANKENKASSE

Dem jetzt vorliegenden Bericht unserer Betriebskrankenkasse für das Jahr 1958 entnehmen wir:

Mitgliederzahl

Unsere Betriebskrankenkasse hatte ohne Rentner 1958 einen durchschnittlichen Mitgliederbestand von 19537. Das ist etwa das Neunfache der durchschnittlichen Mitgliederzahl der Betriebskrankenkassen. Der Anteil der weiblichen Mitglieder betrug 1197 = 6,13%. Dieser geringe Anteil an weiblichen Versicherten hängt mit der Art unseres Betriebes zusammen.

Ende 1958 hatten wir 18901 Mitglieder gegenüber 19603 im Jahre 1957, das sind 702 weniger. Der Rückgang des Mitgliederbestandes war auf die wirtschaftliche Lage unseres Werkes zurückzuführen.

In dem Mitgliederbestand vom 31. Dezember 1958 von 18901 waren bei der Westfalenhütte 77,09% der Gesamtmitgliederzahl, in Hohenlimburg 3297 = 17,44% und bei den übrigen Werken insgesamt 1023 = 5,47% enthalten. Der Gesamtmitgliederbestand gliederte sich in 16643 Pflichtversicherte = 88,06% und 2258 freiwillig Versicherte = 11,94%. Die Zahl der freiwillig Versicherten ist gegenüber 1957 um 162 abgesunken.

Die Zahl der Angestellten, die bei uns versichert sind, erhöhte sich von 2343 im Jahre 1957 auf 2418 im Jahre 1958. Von diesen waren 641 pflichtversichert und 1777 freiwillige Mitglieder. Außerdem waren bei der Kasse 2776 Rentner versichert.

Altersgruppen:

In der Altersgruppe von	Zahl	%
14 bis 19 Jahren	1 327	7,02
20 bis 40 Jahren	10 151	53,71
41 bis 59 Jahren	6 308	33,37
über 59 Jahre	1 115	5,90
Zusammen	18 901	100,00

Die Mitgliedschaftsdauer:

Jahre	Mitglieder 1957	%
bis 1	970	5,13
1 bis 3	4 254	22,51
4 bis 6	3 313	17,53
7 bis 10	4 703	24,88
11 bis 15	1 904	10,07
16 bis 20	629	3,33
21 bis 25	1 199	6,34
26 bis 30	539	2,85
31 bis 40	1 277	6,76
41 bis 50	107	0,57
über 50	6	0,03
	18 901	100,00

Anspruchsberechtigt einschließlich der Angehörigen waren:

	Mitglieder	Ehefrauen	Kinder	Insgesamt	das sind
ledig	5 096			5 096	26,96%
verheiratet ohne Kinder	5 886	5 886		11 772	31,14%
verheiratet mit 1 Kind	4 381	4 381	4 381	13 143	23,18%
verheiratet mit 2 Kindern	2 797	2 797	5 588	11 182	14,80%
verheiratet mit 3 Kindern	472	472	1 416	2 360	2,50%
verheiratet mit 4 Kindern	160	160	640	960	0,85%
verheiratet mit 5 Kindern und mehr	109	109	575	793	0,57%
Insgesamt	18 901	13 805	12 600	45 306	

Vermögensnachweisung am 31. Dezember 1958

Das Vermögen der Kasse betrug am 31. Dezember 1958

Insgesamt DM	je Mitglied DM
2 370 003,52	106,48

Das Vermögen setzte sich wie folgt zusammen:

	im einzelnen	im ganzen	am Schluß des Vorjahres	Zu- oder Abnahme + oder —
I. Betriebsmittel	—	1 107 004,17	377 864,16	+ 729 140,01
II. a) Langfristige Anlagen	310 393,27			
b) Wertpapiere	4 110,00			
c) Hypotheken	457 578,69			
d) Geräte	60 683,42	832 765,38	1 022 052,44	— 189 287,06
III. Sonstige unberichtigt gebliebene Forderungen				
a) Beiträge Dezember	767 803,52			
b) Ersatzforderungen	284 767,59	1 052 571,11	1 013 516,95	+ 39 054,16
IV. Sonstiges Vermögen	13 224,11	13 224,11	13 679,39	— 455,28
Summa Aktiva	—	3 005 564,77	2 427 112,94	+ 578 451,83
V. Sonstige Verpflichtungen		635 561,25	669 407,13	— 33 845,88
Summa Passiva		635 561,25	669 407,13	— 33 845,88
Überschuß der Aktiva über die Passiva		2 370 003,52	1 757 705,81	+ 612 297,71

Das Vermögen der Kasse betrug am 31. Dezember:

	Insgesamt DM	je Mitglied DM
1929	114 376,28	13,25
1930	94 123,42	21,54
1931	59 794,83	27,82
1932	209 486,15	28,72
1933	274 523,64	34,27
1934	248 962,12	27,77
1935	240 322,86	24,15
1936	171 893,36	15,88
1937	268 554,07	23,08
1938	248 874,11	20,68
1939	204 956,41	14,37
1940	479 338,08	31,79
1941	571 400,—	38,81
1942	534 266,94	32,31
1943	475 499,01	25,48
1944	475 976,25	28,82
1945	41 028,43	3,52
1946	126 162,72	15,47
1947	233 504,22	27,23
1948	362 900,35	38,91
1949	794 959,61	68,98
1950	1 274 815,99	92,58
1951	1 410 685,99	100,05
1952	1 595 992,79	105,51
1953	1 424 361,57	89,84
1954	2 053 000,14	128,03
1955	2 228 101,23	127,58
1956	2 149 219,22	112,93
1957	1 757 705,81	81,82
1958	2 370 002,52	106,48

Beitragseinnahmen

Die Kasse mußte in den ersten Monaten des Berichtsjahres noch erhebliche Beträge zusetzen. Die durch die Verluste der beiden Vorjahre schon sehr in Anspruch genommenen Reserven der Kasse wurden dadurch restlos aufgezehrt, und um die Leistungsfähigkeit der Kasse zu erhalten, war eine weitere Erhöhung der Beiträge nicht mehr zu vermeiden. Ab 1. Mai 1958 wurde der Regelbeitrag von 7,5 auf 8, der ermäßigte Beitrag von 5 auf 5,5% des Grundlohnes erhöht.

Es ergaben sich die nachstehenden Beitragseinnahmen:

	DM
Insgesamt	9 791 817,44
je Mitglied	439,92
davon für Versicherungspflichtige	9 008 035,56
je Mitglied	451,76
davon für freiwillige Mitglieder	783 781,88
je Mitglied	331,88

Es ergaben:

	DM
Der Regelbeitrag von 7,5 bzw. 8%	8 130 593,65
Der ermäßigte Beitrag von 5 bzw. 5,5%	402 443,59
Der weiter ermäßigte Beitrag für freiwillige Mitglieder von 4,5%	769 309,28
Die Beiträge zur Krankenversicherung der Rentner	489 470,92

Leistungsfälle

Die Zahl der Leistungsfälle betrug 1958 im Vergleich zu 1957

	1957	1958	+ = Zu — = Ab
Mitglieder			
Leistungsfälle für Männer	54 383	56 295	+ 1 912
Leistungsfälle für Frauen	8 523	7 473	— 1 050
Darunter Zahnbehandlungsfälle für Männer	10 298	10 402	+ 104
Darunter Zahnbehandlungsfälle für Frauen	1 542	1 347	— 195
Behandlungsfälle auf 100 Mitglieder	332	286	— 46
Arbeitsunfähigkeitsfälle der Männer	11 486	11 243	— 243
Arbeitsunfähigkeitsfälle der Frauen	676	723	+ 47
Arbeitsunfähigkeitsfälle auf 100 Mitglieder	64,0	53,8	— 1,02
Arbeitsunfähigkeitsfälle auf 100 Behandlungsfälle	19,3	18,8	— 0,5
Krankengeldtage der Männer	189 502	238 234	+ 48 732
Krankengeldtage der Frauen	8 630	8 881	+ 251
Krankengeldtage je Arbeitsunfähigkeitsfall	16,3	20,7	+ 0,44
Krankengeld je Krankheitstag DM	8,17	13,20	+ 5,03
Krankenhausfälle der Männer	1 874	2 406	+ 532
Krankenhausfälle der Frauen	108	112	+ 0,04
Krankenhaustage der Männer	46 712	60 407	+ 13 695
Krankenhaustage der Frauen	2 805	2 915	+ 110
Krankenhausfälle auf 100 Mitglieder	9,4	11,3	+ 1,9
Krankenhausfälle auf 100 Arbeitsunfähigkeitsfälle	14,6	21,0	+ 0,64
Krankenhaustage je Fall	24,98	25,15	+ 0,17
Krankenhauskosten je Fall DM	274,39	299,92	+ 25,53
Krankenhauskosten je Tag DM	10,13	11,92	+ 1,79
Krankheitsdauer insgesamt (einschl. Krankenhauspflege) Tag je Fall	26,38	29,07	+ 2,69
Wochenhilfefälle	24	27	+ 3

	1957	1958	+ = Zu - = Ab
Wochengeldtage	2 295	2 565	+ 270
Stillgeldtage	2 838	3 186	+ 348
Sterbefälle von Männern	103	95	- 8
Sterbefälle von Frauen	1	2	+ 1
Erholungskuren Fälle	350	253	- 97
Erholungskuren Tage	9 836	7 184	- 2 652
Erholungskuren auf 100 Mitglieder	1,8	1,1	- 0,7
Erholungskuren Tage je Kur	28,10	28,39	+ 0,29

Angehörige

Ausgestellte Krankenscheine für Erwachsene	40 326	49 677	+ 9 351
Ausgestellte Krankenscheine für Kinder	34 658	36 658	+ 2 000
Darunter Zahnbehandlungsscheine für Erwachsene	8 202	8 300	+ 98
Darunter Zahnbehandlungsscheine für Kinder	6 402	6 803	+ 401
Ausgestellte Krankenscheine auf 100 Mitglieder	395	388	- 7
Krankenhausfälle der Erwachsenen	1 016	1 336	+ 320
Krankenhausfälle der Kinder	958	905	- 0,53
Krankenhaustage der Erwachsenen	21 422	28 669	+ 7 247
Krankenhaustage der Kinder	22 522	19 831	- 2 691
Krankenhausfälle auf 100 Mitglieder	9,62	10,06	+ 0,44
Krankenhaustage je Fall	32,2	21,6	- 0,06
Krankenhauskosten je Fall DM	259,60	273,69	+ 14,09
Krankenhauskosten je Tag DM	11,66	12,65	+ 0,99
Wochenhilfefälle	631	478	- 153
Wochengeldtage	41 062	31 070	- 9 992
Stillgeldtage	76 206	57 360	- 18 846
Sterbefälle	96	94	- 2
Erwachsenenerholungskuren Fälle	218	178	- 40
Erwachsenenerholungskuren Tage	6 136	5 012	- 1 184
Erwachsenenerholungskuren auf 100 Mitglieder	1,14	0,80	- 0,34
Erwachsenenerholungskuren Tage je Fall	28,1	28,1	-
Anteil an Kinderkuren Fälle	635	537	- 0,98
Anteil an Kinderkuren Tage	26 416	22 642	- 3 774
Anteil an Kinderkuren auf 100 Mitglieder	3,34	2,42	- 0,92
Anteil an Kinderkuren Tage je Fall	41,60	42,00	+ 0,40

Ärztliche Behandlung

Unser Verhältnis zu den Kassenärzten war auch im Berichtsjahr ausgezeichnet.

Die Ausgaben für ärztliche Behandlung stiegen weiter an. Sie betrugen 1955 50,96 DM, 1956 50,15 DM, 1957 54,61 DM und 1958 65,68 DM je Mitglied. Wir gaben aus:

Arzt-Pauschale	1 400 761,05 DM
sonstige Ausgaben	61 173,02 DM
insgesamt	1 461 934,07 DM

Wir hatten 1958 nach Angaben der Kassenärzte 118495 Behandlungsfälle, 1957 116 666.

Demnach wurde 1958 jeder Fall mit 12,34 DM honoriert, 1957 mit 10,04 DM, also 1958 2,30 DM mehr.

Zahnbehandlung

Auch zu den Zahnärzten hatten wir unverändert ein sehr gutes Verhältnis. Entsprechend der Entwicklung sind die Kosten für Zahnbehandlung weiterhin angestiegen. Sie beliefen sich im Jahre 1956 auf 225195,29 DM = 12,22 DM je Mitglied. 1957 haben wir einen Betrag von 261722,60 DM verausgabt, das sind 12,18 DM je Mitglied. 1958 waren es 349069,82 DM, das sind 15,68 DM je Mitglied.

Zahnersatz

Diese Leistung gehört nicht zur zahnärztlichen Leistung, sondern sie wird vom Gesetzgeber ausdrücklich als eine Leistung besonderer Art erklärt. Sie ist von uns immer sehr gepflegt worden, weil von gesunden Zähnen sehr viel abhängt. Mit einer Ausgabe je Mitglied von 11,23 DM für Mitglieder, 8,08 DM für Angehörige und 19,48 DM für Rentner standen wir auch 1958 mit an der Spitze.

Krankheitsverhütung und Gesundheitsfürsorge

Zur Verfügung hatten wir weiterhin in Amecke am Sorpesee, in Brunsckappel bei Winterberg und in Damscheid im Hunsrück je 12 Plätze. Landkrankenhauspflege konnten wir durchführen in Werl, Olsberg, Medebach und Ascheberg.

Für Heilverfahren kamen Bad Salzuffen, Bad Orb und Holzhausen bei Lübbecke in erster Linie in Frage. Ebenso das Institut für moderne Therapie in Detmold. Andere Häuser wurden gelegentlich in Anspruch genommen.

Kinderkuren wurden nicht von uns durchgeführt, jedoch gaben wir hierbei erhebliche Zuschüsse an die Organisationen, die solche Kuren durchzuführen pflegen, vor allem auch an unsere Werksfürsorge.

Insgesamt führten wir durch:

für	Kuren		Pflegetage	
	1957	1958	1957	1958
Mitglieder	350	253	9 836	7 184
Angehörige	218	178	6 136	5 012
Zusammen	568	431	15 972	12 196
Kinderkuren	635	537	26 416	22 642

Krankengeld

Diese Ausgabe, die zwar nur subsidiären Charakter hat, weil die Krankenhilfe wichtiger ist, ist von allen Ausgaben die höchste. Ihr Anteil an der Gesamtausgabe ist auch im Jahre 1958 weiter von 34,24% auf 35,09% angestiegen. Es wurden 3264141,04 DM, das sind 167,45 DM je Mitglied gegenüber 138,10 DM im Vorjahr, ausgegeben. Die durchschnittliche Krankheitsdauer betrug 29,07 Tage. Auch sie ist gegenüber dem Vorjahr angestiegen, denn 1957 betrug sie nur 25,64 Tage. Aus der nachstehenden Aufstellung geht hervor, wieviel Krankheitsfälle bei den einzelnen Dienststellen zu verzeichnen waren. Insgesamt waren im Februar mit 1447 die meisten, im Dezember mit 707 die wenigsten Krankheitsfälle zu verzeichnen.

Arbeitsunfälle

Bei den oben angegebenen 2276 Arbeitsunfällen betrug die durchschnittliche Arbeitsunfähigkeitsdauer 29 Tage, entsprach also dem allgemeinen Durchschnitt bezüglich der Krankheitsdauer. Die Zahl der schweren Unfälle, die eine Arbeitsunfähigkeit von mehr als 6 Wochen zur Folge hatten, betrug 516.

Von den durch Arbeitsunfälle entstandenen 65224 Arbeitsunfähigkeitstagen entfielen auf diese Unfälle 18126, das sind 27,6% der gesamten durch Unfälle entstandenen Krankfeiertage und 22,67% aller Arbeitsunfälle. Die durchschnittliche Dauer der Arbeitsunfähigkeit betrug 1958 bei den schweren Unfällen 77 Tage gegenüber 62 im Vorjahr. 268 von diesen Verletzten mußten ins Krankenhaus und verblieben dort insgesamt 7640 Tage, also durchschnittlich 28,5 Tage.

An Kosten entstanden durch Arbeitsunfälle:

an Krankengeld	170 021,88 DM
an Krankenhauspflegekosten	91 068,80 DM
an Hausgeld	32 088,00 DM
Zusammen:	293 178,68 DM

Das sind durchschnittlich für jeden dieser Unfälle 568,18 DM. Einen Teil unserer Kosten erhielten wir von der Berufsgenossenschaft zurück.

Hausgeld

Diese Leistung stieg im Berichtsjahr weiter an, jedoch ist dabei zu berücksichtigen, daß das bisherige Taschengeld in dieser Zahl enthalten ist. Wir gaben 266466,39 DM aus, das sind 13,67 DM je Mitglied, 11,97% der Gesamtausgabe.

Wochenhilfe

a) Mitglieder

Der Anteil der Frauen an der Gesamtbelegschaft war auch im Berichtsjahr sehr gering. Unter 22258 Mitgliedern waren 2596 Frauen. Die Zahl der Entbindungen betrug 27, davon wurde in 23 Fällen Wöchnerinnenheimpflege in Anspruch genommen. Auf 1000 Mitglieder umgerechnet hatten wir 1,21 Wochenhilfefälle, auf 1000 versicherte Frauen umgerechnet 10,4 gegenüber 1,25 bzw. 10,54 im Vorjahr. Es entstanden für Mitgliederwochenhilfe die nachstehenden Kosten:

Wöchnerinnenheimpflege	4 138,40 DM
Wochengeld	32 820,55 DM
Stillgeld	12 400,09 DM
Entbindungskostenbeitrag	875,00 DM
Hebammen	687,00 DM
Sonstige	209,30 DM
Zusammen:	51 130,34 DM

b) Angehörige

In der Familienwochenhilfe entstanden 478 Fälle gegenüber 631 im Vorjahr. Davon fanden 350 im Wöchnerinnenheim statt. Die entstandenen Kosten setzen sich wie folgt zusammen:

Wöchnerinnenheimpflege	63 099,36 DM
Wochengeld	43 078,00 DM
Stillgeld	39 315,50 DM
Entbindungskostenbeitrag	6 590,00 DM
Hebammen	30 659,30 DM
Sonstige	2 205,75 DM
Zusammen:	184 947,91 DM

c) Rentner

Auch in der Rentnerkrankenversicherung entstanden 2 Fälle.

Dafür gaben wir aus:

Wöchnerinnenheimpflege	590,40 DM
Wochengeld	436,61 DM
Stillgeld	14,50 DM
Entbindungskostenbeitrag	35,00 DM
Hebammen	66,50 DM
Sonstige	—
Zusammen:	1 143,01 DM

Verwaltungskosten

Diese Kosten sind deshalb sehr gering, weil die Westfalenhütte nicht nur die persönlichen Kosten, zu deren Tragung sie gesetzlich verpflichtet ist, sondern auch darüber hinaus einen großen Teil der Sachkosten trägt. Die Verwaltungskosten setzen sich wie folgt zusammen:

Die Krankenkasse gab aus:	68 176,04 DM
Davon ab Erstattungen	39 189,03 DM
Reinausgabe der Kasse	28 987,01 DM
Das sind 1,30 DM je Mitglied, 0,03% der Gesamtausgabe.	

Das Werk trug:

Sachkosten	98 655,75 DM
Persönliche Kosten	302 762,47 DM
	401 418,22 DM
Abzügl. Pauschale d. Krk.	3 000,00 DM
Verwaltungskosten insgesamt:	398 418,22 DM
Das sind 10,20 DM je Mitglied, 4,59% der Gesamtausgabe.	

Schlußwort

Besondere Umstände haben dazu geführt, daß dieser Jahresbericht recht spät erscheint, so daß manche der berichteten Zahlen durch das inzwischen vergangene Geschäftsjahr 1959 überholt sein mögen. Wir wollten aber die Kette unserer Berichte nicht abreißen lassen und die Leser des Berichtes nicht bis zum Erscheinen des Berichtes für 1959 auf einen doppelten Jahresbericht warten lassen.

Wir freuen uns, über ein Jahr berichten zu können, das erheblich günstiger abschnitt als seine Vorgänger. Dieser Erfolg ist in der Hauptsache der Disziplin unserer Mitglieder bei der Inanspruchnahme der Kassenmittel, aber auch der selbstlosen Tätigkeit unserer ehrenamtlichen Mitarbeiter im Vorstand und der Vertreterversammlung und der fleißigen und gewissenhaften Arbeit unserer Mitarbeiter bei der Verwaltung zu verdanken. Ihnen allen soll an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen werden.

Die Reform der Krankenversicherung, die sich bei der Abfassung unseres letzten Berichtes abzeichnete, ist noch immer nicht Tatsache geworden, und wir wissen auch noch nicht, wann sie zum Zuge kommen wird und wie sie aussieht. Sicher ist, aber daß uns noch große und schwere Aufgaben bevorstehen. Wir sehen diesen Aufgaben aber gern entgegen und werden mit vereinten Kräften auch diese zum Nutzen unserer Belegschaftsmitglieder meistern.

AUS UNSERER HEIMAT

Vom Essen in Alt-Dortmund

„Zauberwort“ Pfefferpothast

In der Woche „Durcheinander“ - viel Kartoffeln

„Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, lautete die Lebensregel im alten Dortmund. Nach heutigen Begriffen war jedoch die Lebenshaltung der Alten recht bescheiden. Würden die Alten eine heutige Speisenfolge sehen, so würde ihr Urteil lauten: „Fisimatenten!“

Der Sonntags-Mittagstisch

Wie heute, so wurde auch damals am Sonntag etwas Besonderes aufgetischt.

Aber dieses „Besondere“ war Sonntag für Sonntag wiederkehrend. Zuerst gab es „frische Suppe“, das Rindfleisch wurde mit Essiggurken als zweiter Gang gegessen. Dann hatte die Mutter zur Feier des Tages noch einen Schweinebraten gerichtet. Schluß! Wenn es hoch kam, die Mutter eine „herrschaftliche Küche“ gelernt hatte, gab es als Nachschisch noch einen Pudding.

Was gab es werktags?

Jeden Tag durcheinander! Wenn ich heute als alter Mann an meine Jugend zurückdenke, so sehe ich mich direkt nach diesem Eintopf. Fehlte auch manchmal das Fleisch, so glänzte das Essen doch von Fett. Der alte Dortmunder Spruch „Väier Gaffeln Gemüse, äine Gaffel Fleisch“ galt für uns nicht.

Ein Festtagessen

Ein Essen gab es aber, bei dem das Herz eines jeden Dortmunders höherschlug: Pfefferpothast! Von der damaligen Zeit kann man ruhig als von einer Zeit der Pfefferpothast-Poesie sprechen. Es brauchte nur der geringste Anlaß vorhanden zu sein, um gleich das Nationalgericht zu essen. Davon wurde ausgiebig Gebrauch gemacht. Hier — bei solch einem Essen — konnte der Nicht-Dortmunder Studien machen. Schüsseln auf Schüsseln wurden hereingetragen, hochgefüllt mit Fleisch und Kartoffeln. Schnell wurde aufgeschleppt,

und Stille herrschte. Nur Messer und Gabeln hörte man. Sagte mal einer ausnahmsweise etwas, so bekam er nur ein Knurren zu hören, das etwa lauten sollte: „Holt Mu!, holt die am iäten!“ Zwei hochgehäufte Teller waren bewältigt. Eine kleine Erholungspause wurde eingelegt. Man machte sich Luft und löste einige Westen- und Hosknöpfe. Dann legte man sich wieder ins Geschirr und zwang den dritten Teller. Aber der vierte wollte nicht mehr. Da kam der Wirt: „Na, Wilm, wat et dat met di, hiest all Fierowend makt. Dat gäiht nit.“ Schwapp, hatte er den vierten Teller voll. Nach dem Essen bekam jeder Gast einen großen Kümmel zur besseren Verdauung.

Leute mit wenig Geld?

Kartoffeln war die Tagesparole. Da fast jede Familie einen Garten besaß, war Gemüse im Sommer genug vorhanden. Frühmorgens vor Arbeitsbeginn aß der Mann schon Scheiben aus der Pfanne. Die Kinder vor dem Schulgang ebenfalls. Mittags Kartoffeln und abends ebenfalls. Warum aß man so reichlich Kartoffeln? Der Kosten wegen! Kartoffeln waren billig, Brot war teuer. Ein Achtpfundbrot kostete eine Mark. Ein Zentner Kartoffeln 1,50 bis 2 Mark.

Sauerkraut

Sauerkraut hatte jede Familie ebenfalls im Keller. Die Bauern kamen im Herbst

Hansaplatz mit Wandelhalle, rechts der Revolutionsbaum vor Erweiterung von Althoff





Schüchtermann-Denkmal am Ostwall

mit hochbeladenen Wagen in die Stadt und priesen mit weitschallender Stimme ihren Kappes an. Die Regel war: 30 Stück für einen Taler. Da wurde noch gehandelt. Sagte eine Frau, die mit kritischen Augen die Köpfe gemustert hatte: „Segget es, Bur, dat sind owwer Kinnerköppe, sau klain, do es jo nix an, do möt owwer wat b. daun!“ Was wollte der Bauer machen? Um ins Geschäft zu kommen, sagte er: „Jo, Mömme, ek giewe ink vettig ffür 'n Daler.“ Das Schaben besorgte der Tiroler Kappeschaber, das Einstampfen erledigte die Hausfrau selbst nach ihrem eigenen Rezept.

Zwei halbe Liter 25 Pfennig

Dortmund war stets eine bierfreundliche Stadt, dessen Bewohner mit Vorliebe den „vorletzten“ tranken. Was aber in den 80er und 90er Jahren verkonsumiert wurde, dafür kann man heute kein Verständnis aufbringen. Zwei halbe Liter 25 Pf, drei halbe Liter 39 Pf. Ein Wirt gab zu jeder Tulpe Bier ein kleines belegtes Brötchen gratis. Ein anderer verkaufte fünf halbe Liter und eine Hausmachersülze für 98 Pf. Der Schnaps war ebenfalls billig. 60 Pf der geringste, dann 80 Pf. Sogar eine Schnaps-poesie tat sich auf. So hatte der Schnaps-brenner Franz Hünwinkel am Eingang zu seinem Lagerkeller in der I. KampstraÙe folgenden Spruch angebracht:

Am Morgen schmeckt der Branntwein gut,
Schmeckt herrlich am Mittage,
Wer abends einen nehmen tut,
Ist frei von aller Plage.
Auch soll der edle Brandewein
Um Mitternacht nicht schädlich sein.

Himmelfahrt vor 65 Jahren

Kremserfahrt mit Musik

Vereinsfahrten im alten Dortmund - grobkörnig, gehaltvoll

Vor 65 Jahren, als es noch keine Autos, keine Busse, keine Überland-Straßenbahnen gab, vergnügte man sich „gut bürgerlich“ am Himmelfahrtstage, man wanderte oder fuhr in einem Kremser hinaus ins Grüne. Das machte viel Spaß.

Solch ein Kremser war ein deftiger Wagen von vier bis fünf Meter Länge. Er faÙte 20 bis 30 Personen. Der Einstieg war an der Hinterfront. Die Seitenwände waren nur halb hoch. Der obere Teil konnte bei Regenwetter durch Vorhänge abgedichtet werden.

Auf die Minute pünktlich waren die Teilnehmer erschienen und nahmen Platz. Zwischen den „Würdigsten“ wurde das FäÙchen Bier verstaut. Musik hatte man auch. Der eine spielte auf der Gitarre, der andere entlockte der Mandoline sehnsuchtsvolle Melodien.

Auch große Querflöten waren damals sehr beliebt. Es gab sogar Spazierstöcke, die durch Abschrauben von Ober- und Unterteil ein solches Instrument ergaben.

So fuhr man mit Musik und Gesang ins Grüne. Ringsherum war der Wagen mit Birkengrün besteckt, die Pferde waren aufs beste ausgeputzt, die Peitsche des Kutschers mit bunten Bändern geziert.

Raststätte im Wald

Rückte die Mittagsstunde heran, wurde Ausschau nach einem Rastplatz gehalten — eine große Kuhweide mit anschließendem Buchenwald. Ein kleines Rinnsal sorgte für die Kühlung des Bieres. Dann wurde ausgepackt, was man von zu Hause mitgenommen hatte. Jeder war mit sich und der Welt zufrieden.

Nach der „Mittagspause“ kam ganz sachte der Wunsch nach alltäglichen Gewohnheiten zum Vorschein. Da rief jemand aus dem Kreis: „Wä mäkt'n Solo mer“, oder: „Spielt äiner SessunseÙtig“. Ein dritter: „Wä spielt Skat“. Bald war ein reger Spielbetrieb im Gange, derart, daß ein Außenstehender denken mochte, es ginge um Thaler, wo es sich um Pfennige handelte. Mit Jubel und Singen traf der Kremser am Abend vor der Stammkneipe in der Heimatstadt wieder ein. Nach einem Schlummertrunk war das einstimmige Urteil: Es war ein schöner Tag.

Zünftig waren die Turnerfahrten

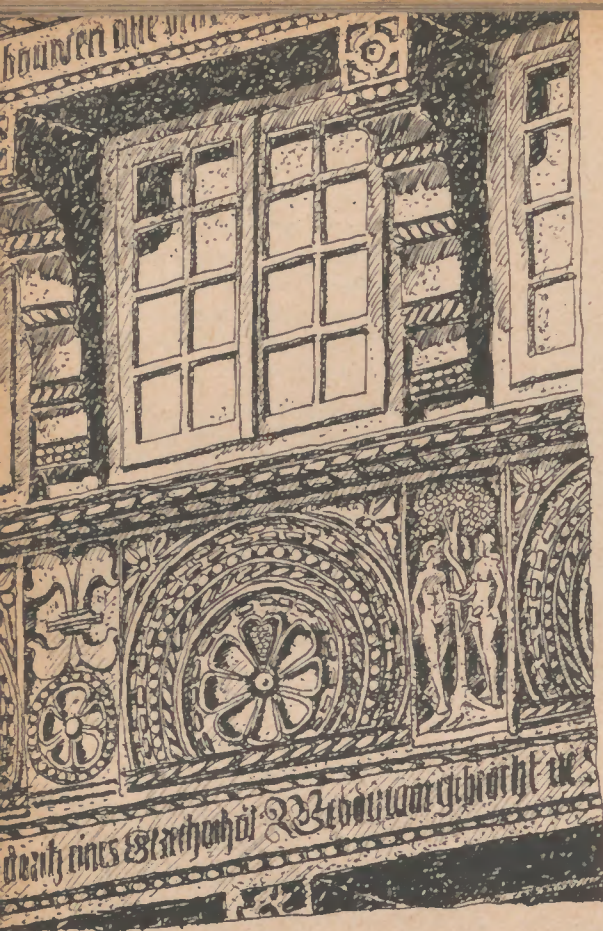
„Auf, schmücket die Hüte mit grünenden Maien, hinaus mit den Schwalben zur fröhlichen Fahrt“, so beginnt ein altes Turnerlied. Am frühen Morgen ging es hinaus. Grundsatz war, man erwarderte sich die Heimat. So entsinne ich mich eines Himmelfahrtausmarsches nach Nordkirchen. Das Schloß gehörte damals dem Grafen Esterhazy. Der alte Herr gab gern seine Einwilligung zum Betreten des „Westfälischen Versailles“.

Und die Kinderreichen?

Wer sechs oder noch mehr Kinder hatte, den lehrte die Zeit schon sparen. Man erging sich im Westerholz, im Burgholz, oder strebte nach Brüninghausen. Damals waren die heute besiedelten Stadtteile Norden, Osten und Süden noch Gärten, Weideland und Getreidefelder. Ein Gang ins Emschertal war ebenfalls schön, da die fischreiche Emscher noch klares Wasser führte. Wer für größere Touren nicht mehr zu bewegen war, ging doch mit seiner Familie in seinen Garten und sah nach dem Stand der Zuckererbsen und hauptsächlich der GroÙbohnen.

So beging man den Himmelfahrtstag vor 65 Jahren: Schlicht, einfach und froh. Die verfeinerten Ansprüche von heute kannte man damals nicht. Schlagsahne zum Kaffee war unbekannt. Aber einen guten Eierpfannkuchen, ein deftiges Schinkenbrot konnte man überall haben. Wie nannte man die Leckereien damals: Schumtüg, stäht nit in dä Ribben! Grobkörnig war die alte Zeit, aber gehaltvoll.

Oder verschönt sie die Erinnerung?



Haus Willmann, Osnabrück

Celle, Hoppenerhaus (1532)



Balkenzier

Ist es nicht wie ein verzaubertes Märchen, wenn man die Balkenverzierungen alter Häuser betrachtet? Als würden gleich die ewig jungen Gestalten der Märchen-erzähler Grimm oder Andersen aus den Türen hervortreten, durch die Fenster schauen und ihr gruselig-liebliches Spiel beginnen.

Der Schnittker oder Künstler — wenn nicht in diesen gesegneten Zeiten beides ein und dasselbe war — gestaltete diese Pracht in oft gar nicht zueinander gehörender Vielfalt und wußte doch das Vielerlei zu einer Einheitlichkeit in der Komposition zu schaffen, die diesem Zusammenklang erst den märchenhaften Reiz gab.

Strahlend geht an der besonders charakteristischen Niendör in Beverungen (Bild) die Sonne auf, während sich mutvoll zwischen den Oberlichtern über der Tür St. Sebastian den Pfeilen seiner Feinde darbietet. Wie elegant schließen die flämischen Säulen zu beiden Seiten der Tür, gekrönt von Vasen, in denen stilisierte Blumen ein ewiges Dasein fristen, das

sechsgeteilte Tor ab. Ein Engelsköpfchen auf der einen Seite, schon in die Hauswand einbezogen, ein paar Sterne auf der anderen Seite, beide unterhalb der vielen Beschriftungen, die dieses Haus zieren, verbinden den Türschmuck mit dem des Hauses.

Die Schrift tut uns zu wissen kund, daß Christopherus Sieker und Anna Maria Hachmeier 1693 dies Haus zur Ehre Gottes gebaut haben, daß Gott in ihm wohnen möge und ihnen helfen möge zu tun, was ihm angenehm sei.

Anregungen von überall hergeholt — man entsinne sich des blühenden Handels im Mittelalter mit aller Welt —, sind hier zu einem Ganzen, der Eigenart des westfälischen Menschen entsprechend, zusammengefaßt.

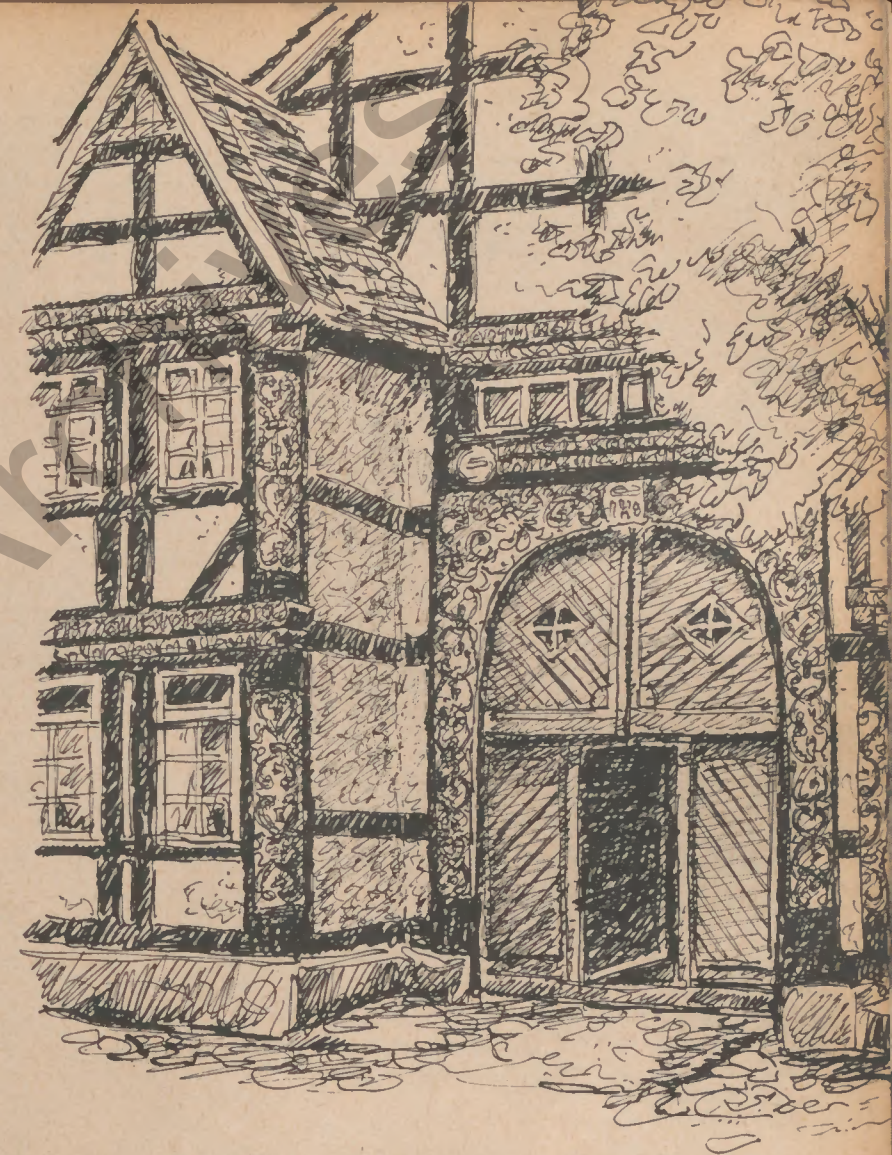
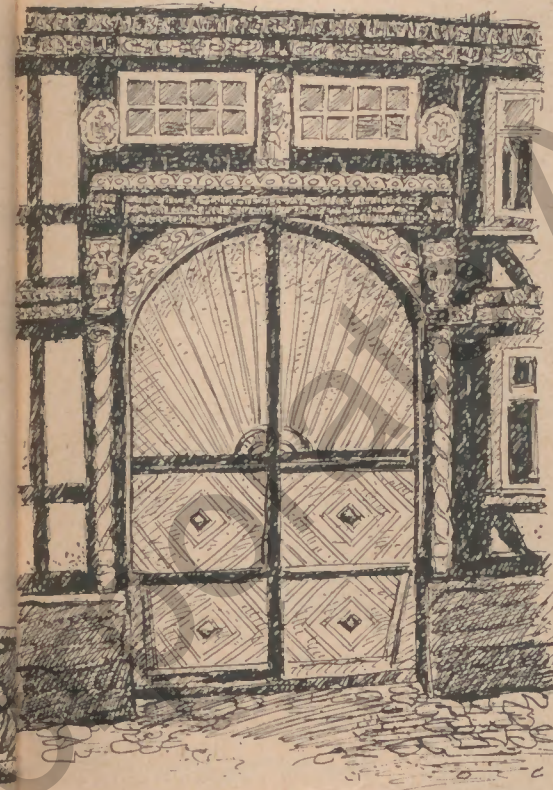
Bei dem alten Haus in Obermarsberg (Bild) haben wir eine Fahrt ins Sauerland gemacht. Schöner und üppiger mit seinen Renaissanceschnitzereien ist das bekannte Salzuflener Haus. Aber das hier gezeigte hat in seiner Schlichtheit so einen verspon-

nenen Reiz, daß man es nicht übersehen kann. Erinnern die Flachschnittsäulen der Türumrahmung nicht ein wenig an die Muster der köstlichen mittelalterlichen Brokate, die sich auch auf den Gemälden unserer heimatischen Künstler dieser Zeit finden?

Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit ein kleines Erlebnis erzählen: Wir hausten einige Wochen in einer Jagdhütte. Eines Tages sahen wir, wie auf einem tief unterhalb der Hütte gelegenen und bei Regenwetter kaum befahrbaren Wege Steinschutt abgeladen wurde. Nun — Schutt ist keine Sehenswürdigkeit. Als wir aber am nächsten Tage dort unten vorbeigingen, ragte ein merkwürdiger Stein aus dem Durcheinander hervor. War es das Stück einer Säule? Wir zogen und schoben, bis wir es freigelegt hatten. Es war keine hohe Säule, die von „entschwundener Pracht“ zeugte, aber doch das Stück einer solchen, und zwar über und über, wie die Schnitzereien am Obermarsberger Haus, mit Flachschnitt bedeckt, ein Ornament, das diesem hier ähnelt, aus der Renaissancezeit.

Haus in Obermarsberg

Haus in Beverungen



Sicherlich war ihr Ursprung in dem nahe gelegenen kleinen Dorf zu suchen, das sich einst um eine Burg, die längst verfallen war, herumgruppierte. Von dieser ehemaligen Burg hatten die pfiffigen Dorfbewohner die interessantesten Fragmente alter Steinmetzkunst in ihre Häuserfronten eingebaut. Unser Säulenstück hatten sie übersehen oder fanden es nicht aufhebenswert. So kamen wir zu einer echten Renaissancesäule. Nach diesem kleinen Abstecher wollen wir in die engere Heimat zurückkehren, um uns an dem schönen Giebel und dem reichen, bunten Schnitzwerk des Willmannschen Hauses zu Osnabrück zu ergötzen, das den Krieg wohlhalten überstanden hat. Es sind nicht nur die sicheren Maße des Giebels, die, neben einem Gefühl heimatlichen Geborgenseins, des Besitzers oder des Baumeisters weiten Blick und große Selbstsicherheit verraten. Es ist auch die Freude an der prunkvollen Ausgestaltung, die unbeirrbar ihre volkstümlichen Grenzen kennt. Es ist der ungewöhnliche, charakteristische Giebel eines städtischen Niedersachsenshauses,

belebt durch die vorgekragten Stockwerke, jeweils von kunstvoll geschnitzten Konsolen gestützt, durch die schmalen Schrift- und die breiten Renaissanceschmuckbänder, mit fünf- und achteiligen Rosetten, dazwischen die Lilie, die sehr an die florentinische erinnert. Das Interessanteste aber ist der über dem Eingang dargestellte Sündenfall, dessen Wiedergabe nicht etwa handwerkliche Schwerfälligkeit, sondern eine sehr geschickte, zweifellos an südlichen Vorbildern geschulte Hand verrät. Dieser Giebel ist in seiner Ornamentik leichter übersehbar als der des berühmten Hoppenerhauses in Celle mit seiner symbolreichen und hintergründigen Bildgestaltung.

Es seien noch einige besonders charakteristische Sprüche erwähnt, die uns mit der unkomplizierten Philosophie unserer Väter vertraut machen: „Gefal'k die nich, dann kiek vorbie!“

„Hoit die vor de Katzen, de vorn lecken un achtern kratzen.“

„Wenn alle Haters en Nieders bröken en Been, so würd man veele hinken sehn.“ —

„Dat Buen is 'ne Lust, doch heww ick nich wust, dat so viel Geld kust.“ — „Gott bewahr düt Hus vor Jesuiten und Wandlus, vor böse Weiber, Plagegeister, Gottfried Schulze, Zimmermeister.“

Am Hochzeitshaus in Hameln ist auf breitem Schmuckband zu lesen: „Nach Christi Geburt 1284 Jahr — Gingen bei den Koppn unter Verwahr — Hundertdreißig Kinder, in Hameln geboren — Von einem Pfeiffer verführt und verloren.“

Den gleichen Kummer gibt das Rattenfängerhaus bekannt:

„Anno 1284 — Am Dage Johannis et Pauli — War der 26. Junii — Dorch einen Piper mit allerley Farve bekleidet — Gewesen CXXX Kinder verledet — Binnen Hameln geborn — To Calvarie bi den Koppn verloren“ (Koppelberg).

Zum Schluß sei noch ein Spruch angefügt, der uns zweifellos mehr angeht als unsere geruhsamen Vorfahren:

„Gott gab uns die Zeit — von Eile hat er nichts gesagt.“



Sonntagsmarkt Cannobio,
Lago Maggiore

Im sonnigen Süden

So kann man
die Fotos nennen,
die
Marlis Tiedemann
von ihrer
Urlaubsfahrt
nach
Italien
mitbrachte.

Hochsommerfest im Verzascatol, Tessin



In einer alten Gasse von Losone (Lago Maggiore, Tessin)





In einer Gasse der Isola dei Pescatori, Italien, am
Lago Maggiore

Im Verzascatal, Tessin, Schweiz

Im Klostergarten von Collegio Papio, Ascona

In einem Weingarten bei Brione
(Lago Maggiore, Tessin)

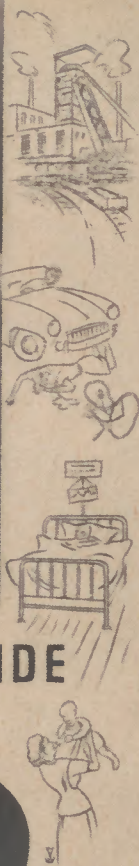




BLUT IST LEBEN



Auch Deine **BLUTSPENDE**
könnte
EIN LEBEN RETTEN!



Der Blutspendedienst des Deutschen Roten Kreuzes ruft im Einvernehmen mit der Werksleitung und dem Betriebsrat der Hoesch AG Westfalenhütte in diesem Jahr wieder zu einer Blutspendeaktion innerhalb der Belegschaft auf.

Die letzte Aktion wurde mit vorbildlichem Erfolg im Jahre 1958 durchgeführt und erbrachte etwa 900 Frischblutkonserven, die über 500 angeschlossenen Krankenhäusern des Landes zur Verfügung gestellt werden konnten.

Dieses schöne Ergebnis, das allein der Hilfsbereitschaft und dem großen Verständnis der Angehörigen unseres Werkes für diese gute Sache zu danken ist, läßt erhoffen, daß auch die neue Spendenaktion wieder ein voller Erfolg wird.

Blutkonserven sind in der modernen Medizin nicht mehr wegzudenken. Wenn es um die Erhaltung und Rettung von Menschenleben geht, sollte sich niemand einer tatkräftigen, entschlossenen Hilfe entziehen, zumal derjenige, der einer solchen Hilfe bedarf, ja auch einmal unsere Frau, unser Kind, unser Arbeitskollege oder wir selbst sein können.

Blut spenden kann jeder gesunde Mensch im Alter von 18 bis 65 Jahren. Sie ist schmerzlos und beeinträchtigt weder Gesundheit noch Wohlbefinden. Sie wird von erfahrenen Ärzten des Blutspendedienstes nach gewissenhafter Prüfung der Spendefähigkeit des einzelnen vorgenommen. Die entnommene Blutmenge wird flüssigkeitsmäßig schon in wenigen Stunden in ihrer Zusammensetzung vom Körper innerhalb weniger Tage ersetzt. Die letzte Blutspende muß 6 volle Monate zurückliegen.

Jugendliche im Alter von 18 bis 21 Jahren bedürfen der Einwilligung-

erklärung eines Elternteils bzw. des Erziehungsberechtigten.

Die Blutentnahme selbst dauert nur wenige Minuten. Der Nadelstich ist kaum spürbar. Die Spender erhalten anschließend eine Erfrischung und sind in der Lage, ohne Leistungsminderung ihrem Tagewerk nachzugehen.

Da eine Frischblutkonserve nur 21 Tage haltbar ist, muß der Blutspendedienst, der seine Aufgabe in Zusammenarbeit mit den freien Wohlfahrtsverbänden durchführt, an jedem Tag eine große Anzahl hilfsbereiter Menschen finden, die mit dem Willen zu einer Tat bereit sind, freiwillig 400 ccm Blut, mit anderen Worten ein Viertel ihrer Blutmenge, abzugeben, um den ständig zunehmenden Bedarf an Übertragungsblut in den Krankenhäusern unseres Landes zu decken.

Jede Blutspende, in gesunden Tagen einem Schwererkrankten oder einem Verunglückten gegeben, kann ein Menschenleben retten. Weit über 400.000 unentgeltliche, freiwillige Blutspenden konnte der Blutspendedienst in Nordrhein-Westfalen schon entgegennehmen. Durch einen eigenen motorisierten Verteilerdienst werden die Blutkonserven über 100 Depotkrankenhäuser an weitere 500 Krankenhäuser des Landes abgegeben.

Etwas ist noch ganz besonders zu bedenken: Jeder Spender erhält einige Wochen nach der Spende einen kostenlosen Unfallhilfe- und Blutspenderpaß mit seiner ihm zugehörigen Blutgruppe. Bei Unfall oder Krankheit kann ihm dieser, in vielen Fällen ist dies bewiesen, zum eigenen Lebensretter werden.

Für die Durchführung der Blutspendetermine auf der Hoesch AG Westfalenhütte sind folgende Tage vorgesehen:

Mittwoch, 30. März 1960

Freitag, 1. April 1960

Montag, 4. April 1960

Donnerstag, 7. April 1960

Montag, 11. April 1960

Dienstag, 12. April 1960

Die Werbung wird mit persönlicher Mithilfe der Unfallvertrauensmänner durchgeführt. Vordrucke für Jugendliche von 18 bis 21 Jahren können ebenfalls von den Unfallvertrauensmännern entgegengenommen werden.

Diesen Ausweis
MIT DEINER GEWISSEN Blutgruppe
ERHALTST DU KOSTENLOS
FÜR EINE FREIWILLIGE Blutspende



BEI Unfall oder Krankheit
KANN ER DEIN LEBEN RETTEN!



Blutspendedienst des DRK
in Zusammenarbeit mit den freien Wohlfahrtsverbänden

Man ist ja so vergeßlich! Und mit den Jahren nimmt das zu. Den Namen hat man nicht „mitgekriegt“, die Adresse ist einem „entfallen“; man weiß nur noch: irgendwo am Borsigplatz. Da greift man sich irgendein Kind: „Könntest du mir vielleicht sagen, wo hier ein kleiner, schwarzer Seidenspitz wohnt, der Kunststückchen machen kann?“ „Klar“, sagt das Kind, „das ist der Moritz. Der wohnt da oben bei Timmer. Sein Frauchen ist Fräulein Weischer.“

Fräulein Else Weischer, seit 1950 Formerin in unserer ff.-Steinfabrik, wollte schon als Kind gern einen Hund haben. Aber die Mutter erlaubte es nicht. Aber wenn man auf eigenen Füßen steht, selber Geld verdient und während eines fünfjährigen Kriegseinsatzes auf einem Bauernhof Freude am Umgang mit Tieren gehabt hat, dann darf man in aller Ruhe darangehen, Ausschau nach dem Hund zu halten, nach dem man sich ein Leben lang gesehnt hat. 1954 schenkte sich Fräulein Weischer zu Ostern einen am 7. Oktober geworfenen schwarzen Zwergspitz, dessen Papiere ihn als „Carlo vom Hügel“ aus Oberhausen-Osterfeld auswiesen. Zu besichtigen war er in einem Hause am Spähenfelde, wo er mit zwei Brüderchen in einem Körbchen lag, durchaus nicht so langhaarig, glänzend und seidig, wie er heute ist: Die kleinen Hunde machten einen vernachlässigten Eindruck, ihr langes Fell war verfilzt. Darum zahlte Fräulein Weischer auch den geforderten, für damalige Verhältnisse sehr hohen Preis nicht. Und auch die Tankstelle, die die beiden anderen erwarb, dürfte was 'runtergehandelt haben.

Immerhin. Frauchen trug den

Hund ihres Lebens

nach Hause, badete, bürstete und pflegte ihn und beschloß, daß man am Borsigplatz lieber nicht „Carlo“ hieße: Der Kleine hörte auch, wenn man ihn „Moritz“ rief. Ebenso schnell begriff er, was „Pfui!“ bedeutete, und das wollte bei den schlechten hygienischen Gewohnheiten, die er mit einem halben Jahr noch hatte, was bedeuten. Er sollte lernen, auf dem Balkon seine „kleinen Geschäfte“ zu verrichten. Sein Begreifen ging zunächst bis zur Balkontür. Dort hob er das Beinchen und zielte doch an die innere Fußleiste. — Zweimal ein Klaps, und er hatte kapiert. Das nächste Wort, das er faßte, war „Leckerchen“ (Zucker oder Milkschokolade), und eines der übernächsten „müde“: Wenn er auf den Befehl hin „Mach müde!“ das Mäulchen weit zum Gähnen aufriß, kam ein Leckerchen hinein. Dieser Lehrgang dauerte nur zwei Stunden. „Bitte-bitte“, „Tänzerchen“, das sind auch für andere aufgeweckte Hunde keine Probleme, aber „Eiken machen“, d. h. Frauchen mit den Pfoten das Gesicht streicheln, das will gelernt sein. Auch das „In-der-

„Nicht alle Tassen im Schrank“

Ecke-Stehen“ auf den seltsamen Befehl hin: „Du warst böse!“ Wenn nämlich Besuch da ist, muß man manchmal in der Ecke stehen, auch wenn man gar nicht „böse“ war. Hauptsache, man hat dabei was im Kreuz, gegen das man sich lehnen kann: Wand, Eisschrank, draußen einen Baum oder wenigstens einen stabilen Busch. Das „Leckerchen“ in diesem Fall ist bombensicher.

Man kriegt es auch, wenn man turnt. Kennwort: „Ei — Bockschießen“. Frauchen hält die Hinterbeine fest, man stemmt die Vorderpfötchen auf die Erde, legt den Kopf dazwischen und macht einen Über-

schlag. Wenn die Menschen es doch so haben wollen! Aber man zeigt es ihnen auch, daß man sie nicht nur versteht, sondern durchschaut. „Tuk-tuk“ soll man machen, d. h., nicht zwei Pfoten hochnehmen wie bei „bitte-bitte“, sondern nur eine, die rechte, hoch an die Stirn legen, so wie es Kinder tun, wenn sie einander andeuten wollen: „Du bist wohl . . . naja, tuk-tuk“. Mag auch sein, daß Moritz mal was von den Tassen gehört hat, die man entweder alle im Schrank hat oder nicht. Jedenfalls wird er sich das seine dabei denken, wenn er — auf Befehl — dem Menschen vormacht: „Du bist wohl — tuk-tuk.“





ISRAEL

Frau Keret kann einmal versuchsweise eine israelische Durchschnittsfrau genannt werden, obschon eine verallgemeinernde Bezeichnung auf sie noch viel weniger zutrifft als beispielsweise auf eine Frau Schumacher in Dortmund. Denn Frau Keret ist eine Europäerin, und die Europäer sind in Israel eine Minderheit. Sie hat einen Lebensstandard, der über dem Durchschnitt liegt, weil ihr Mann ein hoher Offizier in der israelischen Armee ist, und sie hat ein höheres Bildungsniveau als viele andere Frauen in Israel. Aber Dina, wie Frau Keret gerufen wird, ist vielleicht die israelische Durchschnittsfrau von morgen.

Die Familie Keret wohnt nördlich von Tel-Aviv in einer Trabantenstadt, die rund 500 Familien zählt. Sie hat ein Einfamilienhaus mit einem flachen Dach und einem kleinen Garten mit vielen Obstbäumen.

Dinas Reich sind drei Zimmer, eine Diele, Küche mit Terrasse und natürlich ein Bad.

Sie hat alle Hände voll zu tun, um alles sauberzuhalten. Eine Hilfe für den Haushalt ist kaum zu bekommen. Sie hat einen sechsjährigen Sohn, der in die erste Klasse geht und sich sehnlich ein Fahrrad wünscht wie die Nachbarsjungen auch.

Im Herbst erwartet Dina ein Baby. Sie sagt, sie habe noch viel nachzuholen, denn viele ihrer Nachbarinnen und Freundinnen haben schon das dritte Kind oder erwarten es. Dina hat vor ihrer Ehe als Kindergärtnerin gearbeitet und ist der — in Israel seit langem auch offiziellen — Meinung, daß Schläge kein Erziehungsmittel für Kinder seien.

Kinder fühlten sich gedemütigt, wenn sie von Erwachsenen geschlagen würden, sagt sie, und so diskutiert sie viel mit ihrem Jungen, der zuweilen doch tut, was er nicht soll. Aber der sechsjährige Jaronny ist sicherlich nicht unartiger, als wenn er jede Woche einmal den Popo versohlt bekäme.

Frau Kerets tägliches Arbeitspensum beginnt allmorgendlich im Garten. Noch im Morgenrock wässert sie in aller Frühe — wenn nicht gerade Regenzeit ist — Bäume, Sträucher und den Rasen, denn schon

Die Hafenstadt Haifa gilt als eine der schönsten des Mittelmeerraumes, jedenfalls aber als die sauberste. Der Blick vom Carmelgebirge auf die Stadt und die Bucht mit dem Hafen ist besonders eindrucksvoll

wenige Stunden später klettert das Thermometer auf über 30 Grad im Schatten. Es sind verschiedene Sorten Apfelsinen und Mandarinen, die immer schnell abgeerntet sind, ein paar Bananenstauden und eine Reihe anderer subtropischer Früchte, die ihr Mann selbst gepflanzt hat und die in Europa unbekannt sind. Am Haus unter den Fenstern wächst Wein.

Danach geht Frau Keret in den großen Selbstbedienungsladen, der in der Mitte der Siedlung liegt und in dem man fast alles kaufen kann. Zu dem Versorgungskomplex gehören auch ein Metzger, eine Wäscherei, eine Leihbücherei, ein kleines Postamt und eine Busstation. Für größere Einkäufe muß sie natürlich in die Stadt fahren, die mit dem Bus in 20 Minuten zu erreichen ist.

Am täglichen Hausputz kann Dina sich nicht begeistern. Doch sind die Häuser so gebaut, daß sie leicht saubergehalten werden können. Der Fußboden ist mit Steinfliesen ausgelegt, die im Sommer kühlen. Trotzdem müssen die Fensterläden

tagsüber dicht verschlossen sein, und manchmal ist die Hitze auch in der Wohnung unerträglich.

Die Flitspritze ist ein wichtiges Instrument, denn immer wieder finden sich trotz peinlichster Sauberkeit Fliegen, Ameisen und anderes Getier im Haus ein. Daß in ihrem Garten mehrere Arten Echsen, zuweilen auch eine Schildkröte oder ein Igel ungeniert umherlaufen, stört sie nicht. Ernst wird es erst, wenn eine Schlange sich ausgerechnet in ihrem Garten ein schattiges Plätzchen gesucht hat. Dann wird die Nachbarschaft mobilisiert, um auszukundschaften, ob das Tier möglicherweise giftig ist, damit es rechtzeitig unschädlich gemacht werden kann.

Das Geld ist auch bei Kerets ein leidiges Gesprächsthema. Sie haben monatlich rund 350 Israel-Pfund, und das ist in Israel relativ viel. Aber es reicht natürlich nicht weit, denn die Preise sind hoch. Ein Kilo Fleisch oder Wurst beispielsweise kostet sieben bis neun Israel-Pfund. Andere Lebensmittel, Obst und Gemüse sind dagegen recht billig. Fett, Zucker, Reis, Bananen, Kaffee und Kakao gibt es auf Lebensmittelkarten billiger als im freien Handel.

Die „Karten“ dienen heute nicht mehr der Rationierung, sondern nur noch als eine Art Verbilligungsscheine, weil die Gehälter an einen Lebenshaltungsindex gebunden sind und die Regierung über die Preise wacht. Eine inflationistische Tendenz führt trotzdem zur stetigen Geldentwertung, und Herr Keret stöhnt mit Recht über die hohen Steuern.

Nach einem Mittagsschlaf von zwei, drei Stunden während der größten Hitze ist Dina abends wieder frisch. Kerets gehen zuweilen ins Kino und ins Konzert oder besuchen Freunde in der Nachbarschaft. Oft bekommen sie auch selbst Besuch. 20.30 Uhr ist eine angemessene Zeit, zu der man auch unangemeldet kommen kann. Selbst später sind Gäste noch gern gesehen, die nicht selten eigene, den Gastgebern unbekannte Freunde mitbringen, die dann ebenso herzlich und unkonventionell aufgenommen werden.

Für solche Fälle hält Dina immer etwas Gebäck und vor allem etwas Kaltes zu trinken im Kühlschrank bereit. Abends sitzt man dann draußen im Garten, hört Schallplatten oder Radio, spielt „Kanaster“ oder bespricht die täglichen Sorgen: daß der Wasserpreis erhöht worden ist und deshalb das Obst im eigenen Garten teurer wird; daß der Ortsrat wieder einmal nicht wie erwartet gearbeitet hat oder daß der Nachbarsjunge beim Spielen im Wadi von einem Baum gefallen ist.

Kerets und fast alle ihre Bekannten und Freunde sprechen meistens Ivrit, das moderne Hebräisch. Die Unterhaltung könnte aber genauso gut deutsch oder englisch geführt werden. Kerets sind als Jugendliche aus Deutschland nach Palästina gekommen. Oberstleutnant Keret wurde in Köln als Bernd Kleesadt geboren, heißt jetzt Benjamin und wird überall Bobby gerufen. Seine Frau stammt aus Frankfurt am Main. Sie haben sich längst an die vielen Eigenarten ihrer neuen Heimat gewöhnt. Auch daran, daß die Scha-

kale nachts jämmerlich heulen und in Rudeln bis an den Rand der Siedlung kommen.

Soldat hoch angesehen

Bei einer Meinungsumfrage der Regierung anläßlich des zehnjährigen Bestehens des Staates Israel stellte sich heraus, daß die Bevölkerung der Errichtung der Armee (Zahal) unter den Ereignissen seit der Staatsgründung die größte Bedeutung beimißt. Daraus ist gleichzeitig zu folgern, daß der Soldat in der Bevölkerung höchstes Ansehen genießt. Ausschlaggebend dafür mag sein, daß Israel kein Berufsheer, sondern eine Milizarmee hat, die zudem noch immer erfolgreich war.

Zahal ist im israelischen Befreiungskrieg geschaffen worden. Sie ging hervor aus der Untergrundorganisation der Jewish Agency „Hagana“ und der Jüdischen Brigade. Während die Jüdische Brigade im zweiten Weltkrieg auf der Seite der Alliierten kämpfte, war es die Aufgabe der Hagana, die jüdischen Siedler in Palästina gegen die Araber zu schützen und gleichzeitig gegen die britische Mandatsmacht zu operieren, die mit allen Mitteln zu verhindern suchte, daß eine nennenswerte Anzahl Juden nach Palästina einwanderte. Seitdem hat sich die Zahal zu einer schlagkräftigen Truppe entwickelt, deren ideelle Qualitäten kaum überboten werden können.

Das ist das Ergebnis einer Wechselwirkung von Kampfmoral und Führung. Dabei ist der israelische Generalstab keineswegs neue Wege gegangen. Er hat sich für die dynamische Operation entschieden, für die

Übung unter kriegsmäßigen Bedingungen: Auch Mädchen erhalten eine harte Ausbildung mit der Waffe



es im zweiten Weltkrieg und besonders im Nordafrikafeldzug viele Beispiele gab. Die Führung zielt darauf ab, die Verantwortung möglichst weit zu verteilen: Das Ziel wird befohlen, aber wie es zu erreichen ist, bleibt weitgehend den jeweils untergebenen Kommandeuren überlassen. Dabei wird den einzelnen Einheiten viel Spielraum gelassen, von ihren Offizieren ein Höchstmaß an Verantwortungsfreudigkeit, von der Truppe Kampfgeist verlangt. Es hat sich herausgestellt, daß sich auch die kleinste Kampfgruppe nicht schont, angespornt von ihren Führern, die in der Regel vorangehen, wenn die Truppe auf

Widerstand stößt. So waren von den 170 Toten und 700 Verwundeten, die der Sinaifeldzug 1956 auf israelischer Seite forderte, unverhältnismäßig viele Offiziere und Unterführer.

Für den Kampfgeist der Truppe ist diese Methode der Führung ausschlaggebend. Hinzu kommt ein hoher Grad Selbstvertrauen auf die eigenen Fähigkeiten und die Notwendigkeit, unbedingt siegen zu müssen, weil das eigene Land für einen Bewegungskrieg gar keinen Raum läßt. Das Milizsystem der Zahal hat sich in hohem Maße bewährt. Es kennt — von einem Teil der Offiziere abgesehen, der sich jeweils

für mehrere Jahre verpflichtet — keine Berufssoldaten. Nach der Militärdienstpflicht, die je nach dem Alter zweieinhalb oder zwei Jahre dauert, kehren die ausgebildeten Soldaten in ihren Zivilberuf zurück und gehören dann bis zum 49. Lebensjahr zur Reserve. Reservisten bis 40 Jahre haben dann jährlich 31 Tage, über 40 Jahre 14 Tage Dienst zu tun. Die Mobilmachung war trotz dieses Systems — wie der Sinaifeldzug bewiesen hat — binnen 24 Stunden möglich. Nur wenige höhere Offiziere waren bis zu drei Tagen vorher eingeweiht worden.

Für das „innere Gefüge“ der Zahal ist auch kennzeichnend, daß sie nur einen einzigen General hat, nämlich den Chef des Generalstabs. Die Oberbefehlshaber der Armee, der Luftwaffe und der Marine stehen nur im Dienstgrad eines Brigadekommandeurs. Überdies unterscheiden sich auch die hohen Offiziere in der Uniform nicht von den einfachen Soldaten. Die Dienstgradabzeichen sind erstaunlich unauffällig. Der Ton zwischen Offizieren und Mannschaften ist überaus kameradschaftlich. Man redet sich mit Du und dem Vornamen an. Das geht nicht auf Kosten des Respekts, sondern wird als ganz natürlich empfunden, reden doch schon die Kinder ihre Eltern, Verwandten und Nachbarn mit den Vornamen an, denn das Hebräisch kennt nicht die dritte Person Mehrzahl, unser „Sie“.

Anmut in Uniform

Der israelische Major Orah hat kürzlich seine Vorgesetzten in große Verlegenheit gebracht: Er hat gegen alle „Vorschriften“ ein Baby bekommen. Ein medizinisches Wunder lag indessen nicht vor, denn Major Orah ist eine Frau. Gleichwohl war die Situation recht verwickelt, denn solch freudige Ereignisse waren in der Armee nicht vorgesehen, also gab es auch keine Bestimmungen und Richtlinien, die man hätte anwenden können. Sicher war nur, daß dem Major Orah das Kinderkriegen nicht verboten war, andererseits war es ihm aber auch nicht ausdrücklich erlaubt.

So zogen die Vorgesetzten die Konsequenzen: Kurz vor der Niederkunft wurde der Major beurlaubt, dann wurden ihm Wochen- und Stillgeld und ein weiterer Urlaub genehmigt. Sobald er das Kind entwöhnt habe und die Großmutter ihm die Flasche geben könne, wolle er den Dienst wiederaufnehmen, meldete Major Orah. Daraufhin beschloß die israelische Armee, eindeutige Bestimmungen für all die Fälle zu erlassen, in denen Frauen den Dienst in der Armee nicht aufgeben, aber auch nicht auf Kinder verzichten wollen.

In der israelischen Armee hat der Fall Orah viel Heiterkeit ausgelöst. Witzbolde meinten, das Kind hätte eigentlich als Oberfeld-



Kinder aus acht Ländern gehen in diese Anfänger-Schulklasse in Ashdod, einer Stadtneugründung auf historischem Boden am Nordrand der Negev-Wüste

Dies ist das Wohnzimmer des Autobusfahrers Donskoi. Die Eltern wurden schon wie ihre Kinder im Lande geboren. Sie stammen von europäischen Einwanderern ab



webel auf die Welt kommen müssen, denn sein Vater ist Gefreiter bei der Marine. Zwischen den Eltern klaffen immerhin zehn Dienstgradstufen.

Der Fall Orah ist zwar bisher ein Einzelfall geblieben, kann aber doch als typisch für die israelische Frauenarmee gelten, die zwar vielfach ebenso hart ausgebildet wird wie die Truppe der Männer, sich aber ein spezifisch weibliches Element bewahrt hat. Schon die hebräische Bezeichnung deutet darauf hin: Man spricht kurz von der „Chen“. Dieses Kurzwort ist aus der hebräischen Bezeichnung für Frauenarmee, „Ch-eil N-ashim“, gebildet, bedeutet zugleich Charme und ist auch so gemeint. Und die Bezeichnung ist berechtigt.

Die Uniform ist zwar „uniform“, khaki-braun, nur von der Zweckmäßigkeit bestimmt, und schmucklos wie die der Männer; aber die Mädchen vertreten ihre Individualität in der Art, wie sie das Barett tragen. Es sitzt meist keß auf den Locken, die allerdings in jedem Fall den Nacken frei lassen müssen. Puder, Lippenstift, Nagellack und andere Kosmetika sind keineswegs verboten, und die meisten Mädchen machen Gebrauch davon; meist nicht zu ihrem Nachteil. Sie sind nicht minder anmutig und weiblich als ihre zivilen Schwestern oder die Mädchen und Frauen anderer Länder der Welt. Dem europäischen Betrachter fällt überdies oft genug noch ein besonderer Charme auf, der vielen dank ihrer Herkunft aus nordafrikanischen oder orientalischen Ländern eigen ist — was freilich nichts gegen die Europäerinnen sagen soll.

Befehligt wird die Frauenarmee von einer gebürtigen Russin, die seit 1925 in Israel lebt: Oberst Shoshanna Gershonowitz, einer Frau mit kurzem, braunem Haar und klarem Blick. Was für die Armee der Männer gilt, findet sich auch hier. Der Ton zwischen Offizieren und Untergebenen ist respektvoll, aber sehr kameradschaftlich. Darum spricht auch jeder nur von Oberst Shoshanna.

Sosehr man auch am Vermögen der Armeen in aller Welt, ihre Soldaten „zu Menschen zu erziehen“, zweifeln mag — in Israel ist die Bevölkerung so bunt durcheinandergewürfelt, daß die Armee — und das gilt für die Männer- und Frauenarmee gleichermaßen — zusätzliche Aufgaben hat, die weit über den militärischen Zweck hinausgehen. Während bis zur israelischen Staatsgründung 1948 überwiegend West- und Osteuropäer in Palästina einwanderten, ändert sich das Verhältnis seitdem mehr und mehr zugunsten der Nordafrikaner und Orientalen. So war es unvermeidlich, daß Zivilisations- und Kulturstufen aufeinanderprallten, die nicht selten zweitausend Jahre weit auseinanderklaffen. Da gibt es Frauen

aus dem nordafrikanischen Atlasgebirge, die sich weigern, ihr Kind in einem sauber bezogenen Bett zur Welt zu bringen und noch niemals in ihrem Leben etwas von Körperpflege gehört haben. Ihnen stehen Frauen und Mädchen aus hochzivilisierten Ländern gegenüber, die nicht selten ein wenig hochmütig auf ihre Nachbarinnen herabsehen.

Doch der Staat Israel ist in hohem Maße daran interessiert, daß diese Gegensätze — wozu natürlich auch die Vielfalt der Sprachen gehört — schnellstens ausgeglichen werden. Denn gerade die gemeinsame Sprache ist ja ein Kriterium für eine

Lebensgemeinschaft, die sich Volk nennt. So hat denn die Armee die Aufgabe — und das gilt wieder in gleicher Weise für Männer und Frauen —, kulturelle und zivilisatorische Unterschiede auszugleichen und vor allem auch die Sprache des Staates Israel zu lehren: Ivrith, die weiterentwickelte hebräische Bibelsprache.

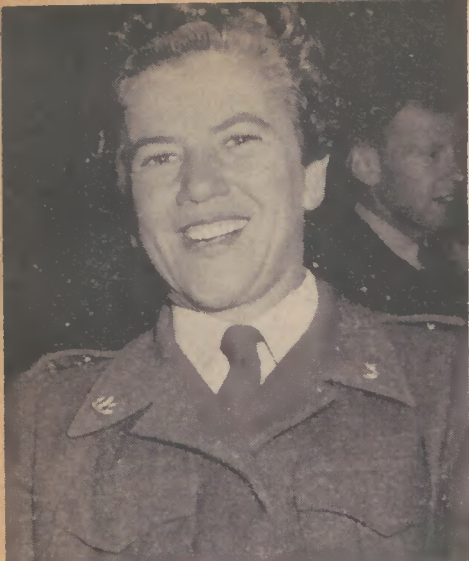
Natürlich ist die militärische Grundausbildung nicht minder wichtig. Die Mädchen lernen wie ihre männlichen Kameraden, alle Arten Waffen zu bedienen und auch zu reparieren, werden für Sonderdienste, wie für das Nachrichten- und Sanitätswesen, ausgebildet, und ein großer Teil



Eroberung der Wüste: Mit modernen Maschinen gehen die Israeli gegen die felsige oder sandige Öde an

Die exotisch geschmückte Frau aus dem nordafrikanischen Atlasgebirge kommt zum erstenmal in ihrem Leben mit einer Ärztin in Berührung





Sie führt die israelische Frauenarmee:
Shoshanna Gershonowitz



Für die Teilnahme am Sinaifeldzug
heftet die Führerin den Mädchen
ihrer Einheit eine Spange an den
Blusenkragen

Zum Schutz der israelischen Schifffahrt im Roten Meer liegt im Hafen von Eilat
ein Kriegsschiff



arbeitet in der Verwaltung, um die Männer zu ersetzen. Es gibt sogar Fallschirmjägerinnen und Pilotinnen.

Jede achtzehnjährige Frau ist zwei Jahre lang militärdienstpflichtig. Ist sie schon verheiratet, wird sie der Reserve zugeteilt, und hat sie ein Kind, wird sie ganz befreit. Dieses Gesetz hat — neben anderen Gründen — dazu geführt, daß verhältnismäßig viele Mädchen sehr früh heiraten, um der Militärdienstzeit zu entgehen, was insofern leicht ist, als Israel zu den wenigen Ländern gehört, in denen die Frauen in der Minderzahl und entsprechend umworben sind.

Obwohl die Mitglieder der Frauenarmee auch mit der Waffe ausgebildet werden, ist doch vorgesehen, daß sie im Ernstfall im Krieg möglichst nicht mit der Waffe eingesetzt werden. Sie sollen nur für den äußersten Notfall ausgebildet sein, wenn es um den Bestand des Staates Israel ginge und die männliche Truppe nicht ausreichte, die Übermacht abzuwehren (Israel hat nur knapp zwei Millionen Einwohner, etwa soviel wie Hamburg). In kleinem Umfang könnte das freilich schon bei einem Grenzzwischenfall notwendig werden, bei dem die Bewohner einer Siedlung oder eines Kibbuz einer Übermacht gegenüberstünden. Bunker sind darum auch nur für Kinder und Alte vorgesehen, denn man nimmt ohne weiteres an, daß die Frauen an der Seite der Männer kämpfen werden.

Deutsche Juden geschätzt

Der Beginn der Einwanderung der deutschen Juden liegt ein Vierteljahrhundert zurück. Die „Jeckes“, wie sie von den schon vorher eingewanderten osteuropäischen Juden fortan spöttisch genannt wurden, haben den Werdegang des neuen Staates nachhaltig mitbestimmt. Sie haben auch dazu beigetragen, daß Israel heute im Lager des Westens steht.

Ein großer Teil der deutschen Juden kam (im Gegensatz zu vielen anderen Gruppen, besonders in der jüngsten Zeit) nicht mittellos ins Land, da die Nationalsozialisten den Juden anfänglich noch gestatteten, einen Teil ihres Vermögens mitzunehmen. So waren sie die ersten, die eine große Anzahl kleiner und mittlerer Unternehmen gründeten. Viele dieser Betriebe waren allerdings der Konkurrenz der Kooperativen und Genossenschaften auf die Dauer nicht gewachsen, wurden aufgesogen oder zu Keimzellen großer Unternehmen, die heute der Histadrutgewerkschaft gehören. Im Einzelhandel für den gehobenen Bedarf ist das deutsche Element dagegen noch heute sehr stark.

Der Anteil der Intelligenzberufe war von Anbeginn groß. Es gab in Palästina fast ausschließlich deutsche Ärzte, Rechtsanwälte, Bankiers, Techniker und Wissenschaftler. Für die meisten von ihnen fanden sich erst nach Jahren Arbeitsmöglichkeiten, als neue Einwanderungswellen angekommen waren. Bis dahin wirkten sie berufs fremd, aber oft sehr erfolgreich.

Sie gründeten Dörfer, Siedlungen und Städte, indem sie selbst Straßen bauten und Fundamente legten, in der Viehzucht und Landwirtschaft waren sie Pioniere, und sie bildeten als erste einen Mittelstand. Nicht wenige kehrten dann nicht mehr in ihren alten Beruf zurück. Es gibt noch heute, vornehmlich im Norden Israels, Siedlungen und Städte, in denen nur deutsch gesprochen wird. Gesundheits-, Bank- und Erziehungswesen wurden — von Deutschen geschaffen.

Man sagt den deutschen Juden in Israel Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und Tatkraft nach. Diese Eigenschaften, gepaart mit Sinn für Zweckmäßigkeit und Organisation, prädestinierten sie für einen großen Teil der gehobenen Beamtenstellen. In der Regierung Ben Gurion sitzen in hohen und höchsten Ämtern viele Israeli deutscher Abstammung. Auch in der Armee ist das deutsche Element unverkennbar. Es stellt unter den Offizieren einen beachtlichen Anteil. Gleichzeitig fallen die Deutschen mit einer gewissen Schwerfälligkeit auf, namentlich sprachlich. Unverhältnismäßig viele von ihnen sprechen noch heute schlecht oder gar nicht Ivrith. Hinzu kommt angeblich eine besondere Humorlosigkeit.

Dagegen sind sie die Träger des liberalen Gedankenguts, die Fürsprecher bürgerlicher Freiheit und privaten Eigentums. Das hat sich nicht nur im gesamten Staatsaufbau ausgewirkt, sondern auch gegenüber den Minderheiten, besonders der arabischen, denken sie am tolerantesten. Schließlich wurde von ihnen auch das kulturelle Leben, namentlich Erziehung und Wissen-

schaft, weitgehend mitbestimmt, und sie brachten zudem gewisse Anstandsregeln mit, die von einigen anderen Einwanderergruppen, die zuweilen Freiheit mit Unbeherrschtheit und Disziplinlosigkeit wechselten, zumindest teilweise angenommen wurden.

Gleichwohl ist der wirtschaftliche und politische Einfluß der Deutschen heute recht schwach. Das wird auf eine Abneigung gegenüber jeder Art von Parteidisziplin zurückgeführt. Die Kräfte sind zersplittert, sofern sie überhaupt organisiert sind. Vorherrschend sind Geduld und Abwarten. In einigen Fällen haben sie es sogar vorgezogen, das Land zu verlassen, anstatt ihre Ansichten gegenüber anderen Gruppen, die besser organisiert waren, durchzusetzen.

Der Spottname „Jecke“ ist heute gleichzeitig auch eine Art Auszeichnung. Strittig ist indessen, wie es überhaupt zu dieser Bezeichnung gekommen ist. Ein Zusammenhang mit dem „Jeck“ des rheinischen Karnevals wird zwar zuweilen konstruiert, hat aber wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Einleuchtender ist schon die Erklärung, daß die polnischen Juden, die einen Kaftan trugen und schon früher eingewandert waren, mit dem Wort auf die Jacken der Deutschen anspielten. Möglich wäre das Wort auch als Abkürzung für die hebräischen Wörter J-ehudi k-asché hawanna (schwerfälliger Jude). Die hebräische Schriftsprache kennt keine Vokale, sondern nur Konsonanten. So ließe sich aus J und K das Wort Jecke bilden.

Israeli und Juden

Der Fall Zind und ähnliche Ereignisse der jüngsten Zeit haben in Israel eine Diskussion über die Frage ausgelöst, ob der Antisemitismus Israel überhaupt etwas angehen müsse. Die Frage erscheint zunächst widersinnig. Sie ist aber damit zu erklären, daß viele Israeli sich gar nicht mehr als Juden im althergebrachten Sinne fühlen. Seitdem es den Staat Israel gibt, tut sich immer mehr eine Kluft auf zwischen den bewußten Bürgern dieses jungen Staates und den Juden, die in der Zerstreuung leben.

Es ist kein Geheimnis, daß viele Israeli — zuweilen sicherlich in einem etwas übersteigerten Selbstbewußtsein — auf ihre Glaubensgenossen im Ausland schlecht zu sprechen sind. Dieses Selbstbewußtsein hat sich mit dem Fortschreiten des Aufbaus in Israel entwickelt, und der Jude, der nicht tatkräftig mitgearbeitet hat, gilt nicht viel. Daß Israel heute noch gar keine Möglichkeit hat, auch nur einen nennenswerten Teil der außerhalb des Landes lebenden Juden aufzunehmen, selbst wenn er einwandern wollte, ist eine andere Sache.

So konnte es zu der Meinung kommen, die jetzt schon recht verbreitet ist, daß antisemitische Äußerungen, beispielsweise in Deutschland, nicht zwingend gleichzeitig gegen Israel oder die Israeli gerichtet sein müssen. Israelische Studenten, die vor einiger Zeit in Bonn an einer Aussprache über den Antisemitismus teilgenommen haben, äußerten sich dazu in bezeichnender Weise: So, wie es für die Norweger keine Norwegerfrage gebe, gäbe es für sie keine Judenfrage.

Diese Antwort der Studenten hat indessen in Israel keineswegs überall befriedigt. Ihnen wurde vorgeworfen, sie hätten es besser wissen müssen und eine gescheiterte Antwort geben können. Alle Anzeichen, so heißt es, sprechen für ein jüdisches Volk, unabhängig davon, daß der größte Teil der Juden in der ganzen Welt verstreut lebt. Eines der bekanntesten Beispiele für eine Trennung der beiden Begriffe stammt aus Frankreich: Dort gibt es erklärte Antisemiten, die gleichzeitig Freunde der

Israeli sind und ihren Einfluß zugunsten Israels geltend machen.

Trotzdem scheint es so, daß diese Unterscheidung stärker innerhalb Israels als außerhalb des Landes gemacht wird. Es ist offenbar ein innerisraelisches Generationsproblem. Denn während die Menschen der älteren Generation, die noch in der Zerstreuung als „Juden“ gelebt, als Zionisten gefühlt haben und erst später bewußte israelische Staatsbürger geworden sind, ist die Jugend schon als Israeli geboren worden oder doch aufgewachsen und vom Antisemitismus unbelastet geblieben. Die Kinder kommen mit dem Antisemitismus nur im Geschichtsunterricht in Berührung, so daß dieses Problem, mit dem sie selbst nie als Leidtragende konfrontiert waren, offenbar keinen sehr nachhaltigen Eindruck auf sie macht. Das könnte erklären, warum die israelischen Studenten in Bonn sich nicht angesprochen fühlten.

(Fotos: Ising / P. I. O. Tel-Aviv)

Straßenszene in Nazareth. In der Altstadt leben fast ausschließlich Araber. Die Zivilisation ist an ihnen fast spurlos vorübergegangen





Lösung aus dem Februarheft

Auflösung

„Gut ist besser als befriedigend“

Waagerecht: 1. Para, 5. Berg, 9. Flora, 11. Eisen, 12. Ulm, 13. Lar, 15. Kea, 16. Ampezzo, 19. Luna, 20. Irre, 21. Azur, 23. Metz, 24. Etagerè, 26. Sud, 27. Pa-stete, 31. Gene, 32. Aira, 34. Bonn, 36. Pisa, 38. Sophist, 41. Bai, 43. Oel, 44. Rat, 46. Eloge, 47. Miere, 48. Rind, 49. Saar.

Senkrecht: 1. Pfuhl, 2. All, 3. Ro-manze, 4. Ar, 5. bi-, 6. Eskorte, 7. Ree, 8. Gnade, 10. Alp, 11. Erz, 14. aer, 17. Maut, 18. Zier, 22. Rasse, 23. Medea, 25. Gut, 27. Pension, 28. anno, 29. Tips, 30. Eritrea, 31. Go, 33. As, 34. Biber, 35. Ehe, 37. Alter, 39. Poe, 40. Ilm, 42. Ali, 45. Ara.

Unser Preisrätsel Nr. 7

Die Lösung dieses Rätsels ist bis zum 15. April 1960 auf einer Postkarte an die Redaktion unserer Werkzeitschrift einzusenden. Selbstverständlich können die Lösungskarten auch in die bekannten gelben Briefkästen in den Betrieben eingeworfen werden. Die Karten dürfen nichts anderes enthalten als die Nummer des Preisrätsels, die Lösung und die vollständige Anschrift des Einsenders.

Gehen mehr als 10 richtige Lösungen ein, werden die Gewinner durch Los ermittelt. Die Verlosung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges.

Zu gewinnen sind: 10 Gutscheine im Werte von je 5,— DM (einlösbar in unseren Verkaufsstellen).

Silbenrätsel

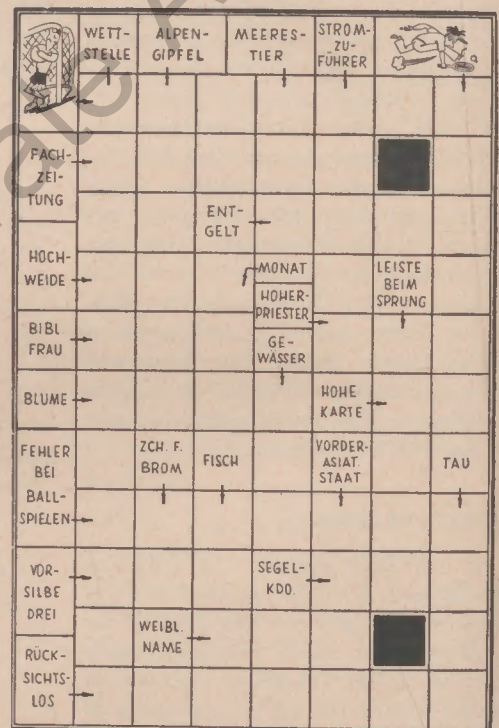
Aus den Silben

a — aar — bahn — bau — ber —
brannt — burg — de — ei — eng —
eu — franz — gau — ge — ger — gens
— ha — ha — ka — land — li — li —
lung — meln — mie — pe — re — re —
— sen — stolz — teil — ter — ti —
to — um — vo — wein — zah sind
Wörter von nachstehender Bedeutung zu
bilden. Die ersten und letzten Buch-
staben ergeben, von oben nach unten ge-
lesen, eine ernst zu nehmende Aufforde-
rung.

-
eingefleischter Junggeselle
-
Hochschule
-
Hafen in Kurland
-
Rate
-
Muse der Dichtkunst
-
Vergnügungspark in Kopenhagen
-
Verkehrsmittel

-
Name des letzten italienischen Königs
-
deutscher Komponist
-
Land in Europa
-
alkoholisches Einreibemittel
-
Schweizer Kanton
-
Stadt an der Weser
-
Stadt an der Donau

Kreuzworträtsel

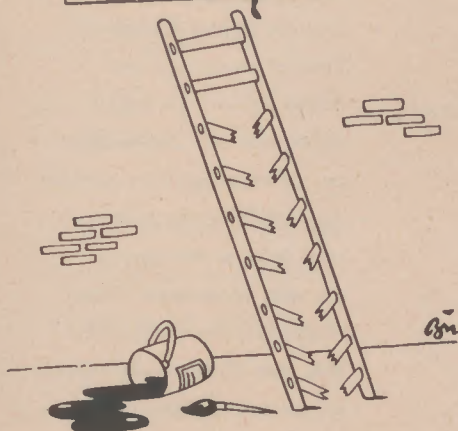


Magisches Quadrat

Die Buchstaben a — a — a — a — e — e — e — e — h — h — l — l — l — l — l — m — m — o — o — r — r — s — t — t — sind so in die Figur einzutragen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter nachfolgender Bedeutung entstehen: 1. Stadt in den USA, am Missouri, 2. Längenmaß, 3. Koralleninsel, 4. Lichtfülle, Gegensatz zum Dunkel, 5. südfranzösische Stadt an der Rhone.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

**VERHÜTET
UNFÄL**



Ohne Worte



„Kannst du nicht besser aufpassen! Sieh nur, wie du Bubi erschreckt hast!“

AN- STRICHELEIEN

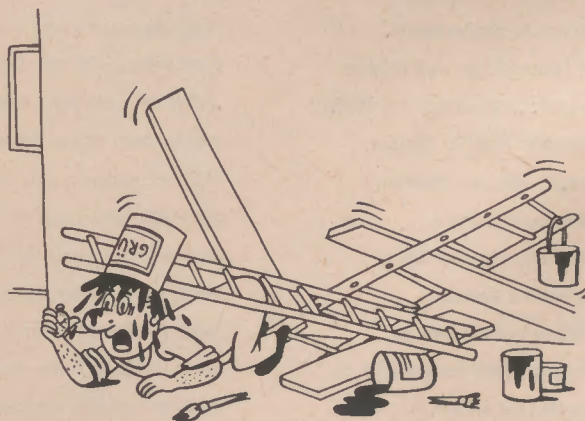
VON H. E. BUNDFUSS



Wenn das nur gutgeht!



„Für'n Stundenlohn von drei-fuffzig könnten Sie schon 'n größeren Pinsel nehmen!“



„Halb so schlimm — — — sowieso Zeit, Feierabend zu machen!“

DER HÜTTEN KIEKER



Hüttenkickers Busen fühlt sich
vorfrühlinglich hochgeschwellt.
Bei Sonne, Himmelblau und Krokus
fragt man sich: „Was kost' die Welt?“
Und er „kruselt“ froh im Garten,
und er „krost“ auf dem Balkon.
Auf der Hütte in die Lehre
gab er schon den zweiten Sohn.
Überall im weiten Kreise
Hüttenwohnbau schießt empor,
und beschwingt strebt neuem Ziel zu,
wer schon alle Lust verlor.
Frühling annulliert die Sorgen,
die im Winter grau und schwer.
Abgezahlt sind viele Raten
(neue überlegt man sehr . . .).

Leer sind Bus und Straßenbahnen.
Dafür sind die Straßen voll.
(Der neugebackene Herrenfahrer
weiß nicht, wo er parken soll).
Schriftlich macht man jetzt die Prüfung,
die befähigt zum Verkehr
(einem „alten Fuhrmann“ fiel so
raffinierte Tour auch schwer!).
Doch der kennt sich in der Praxis
mehr aus als er mit dem „L“:
wo der Neuling schleicht und kraucht nur,
„reagiert“ der Kenner schnell.
Jeder muß sein Lehrgeld zahlen
(geboren wird kein Don Juan):
Im Verkehr, da heißt's: „Beweise
dich als Fahrer und als Mann!“
Wer fährt, der klagt gern auf der Straße
über 'n dichten Schilderwald.
Doch im Werksgelände haben
wir kein einziges Schild mehr bald.
Selbst vom allerhöchsten Giebel
ruft's uns „Vorsicht!“ nicht mehr zu,
und an allen Toren haben
wir vor Warnung unsere Ruh.
Mensch, was hat das zu bedeuten?
Schläft bei uns die „Unfallwehr“?
Kümmert sich um unserer Knochen
Wohl und Wehe niemand mehr?
Doch, die Werksaufsicht, die brütet
über unser Heil, und wie!
Daß nach Schildern wir verlangen,
das will die Psychologie.
„Augen auf“ und „Vorsicht üben“,
die „Kamelle“ schien uns alt;
gleichgültig marschierten stumpf wir
durch den Hütten-Schilderwald.
Nun, da kaum mehr 'n Schild zu sehen,
merkt man, wie sich mancher spitzt:
„Will man uns jetzt imponieren,
mache man es nur gewitzt.“
Wer so meckert, wird sich wundern,
denn wir haben was im Sack,
packen's aber erst bei gutem
Wetter aus, sonst platzt der Lack.
Viele Hinweisschilder brauchen
wir an unsern Türen auch,
weil im Frühling umzuziehen
wir geübt nach altem Brauch.
Neubau wächst an vielen Orten
(fertig wird er nicht so schnell).
Wem der Umzug anbefohlen,

tritt ungeduldig auf der Stell'
oder löst die Frage anders:
zieht ins „Provisorium“
(wer bei „neu“ ihn dann nicht findet,
sucht bei „alt“ sich krumm und dumm).
Was veraltet, umzulegen
heißt der Planung hohes Ziel,
aber nach Termin zu planen,
Freunde, ist kein Kinderspiel.
Dreimal umzuziehen wäre
fast so schlimm wie abgebrannt,
sagen viele, die „bei Preußens“
der „Versetzung“ Fluch gekannt.
Aber ein Büro, das umzieht,
stößt dabei so manches ab,
was stets irgendeinem Winkel
Rumpelkammeransehn gab:
Was man mit leeren (Sprudel-)Flaschen,
mit verstaubten Akten tut?
Schreibergärtners Vogelscheuche
erbt vom Chef den alten Hut.
Noch ein Jahr lang kratzt der Lehrling
sich gedankenvoll am Ohr:
„Ob man das (was er nicht findet)
beim Umzug nicht vielleicht verlor?“
Immer bleibt die große Frage,
wie den Neubau man möbliert,
weil man gern die schmucken Räume
mit modernen Möbeln ziert.
Neonlicht, Elektrouhren,
Wechselsprecher, Diktaphon . . .
aber nehmt auch euer Herz mit,
nur das gibt den rechten Ton.
Mag die Heizung funktionieren —
ohne Herzlichkeit bleibt's kalt,
und die knusprigsten Teenager
tippen sich bald grau und alt.
Innerlich sich anzuwärmen,
hängen sie dann an die Wand,
was in „Illus“ und Prospekten
sich an „schönen“ Männern fand.
Ja, die Wände zu „möblieren“,
ist auch ein Problem für sich:
dem Betriebsklima sind Kämpfe
um Geschmack nicht förderlich.
Doch wir halten, hoff' ich, einig
fest an einem alten Zopf:
Niemals schmücke uns die Wände
gipsern Elvis Presleys Kopf!

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr. Adschüß, ihr Leut'.

„Alles fließt“, hat einmal vor mehr als zweitausend Jahren ein weiser Mann gesagt. Er meint damit, daß nichts im Leben Bestand hat. Daß in der unerbittlichen Folge von gestern, heute und morgen, daß mit dem unwiderruflichen, ewigen Fluß der Zeit sich alles ständig verändert. So, wie das Tier sich in freier Wildbahn jeden Tag sein Leben neu erkämpfen, wie ein Künstler mit jedem Wort, Konzert oder Bild sich neu beweisen muß, so haben auch wir uns an unserem Platz täglich zu bewähren: als Partner in der Freundschaft und Ehe, als Arbeiter und Angestellter im Beruf.

Jeder Tag will neu gewonnen werden. Und jede Aufgabe verlangt — wenn sie gut gelöst sein soll — vollen Einsatz, Sorgfalt und Verantwortungsbewußtsein.

Wer rastet, der rostet — wer sich nicht ständig bemüht, der wird auf den letzten Platz zurückfallen — selbst mit der Routine. Oder gerade durch sie. Denn im Gleichmaß, in dem Gewohnten, liegt die Gefahr der Blindheit, des Gleichmuts, ja, der Resignation und des Rückschritts schlechthin. Es gibt nichts, das nicht noch besser zu machen wäre. Sonst säßen wir immer noch in Höhlen und deckten uns mit Fellen zu. Und nur diese ständige Bereitschaft, etwas zu leisten, etwas Neues hinzuzulernen, sie ist das Geheimnis aller großen Männer, ist die Zauberformel des Erfolges. Nicht nur im Materiellen und Finanziellen, sondern auch im Geistig-Seelischen. Nichts fördert die Lebensfreude, den Lebensmut und das Selbstvertrauen mehr als das Wissen um ein gut vollbrachtes Tagewerk als Mitarbeiter und als Mensch.

Frank Schmid-Heinzen



... ein Mann, der mit einer riesigen Dogge nach Hause kam, zu seiner entsetzten Frau, um die sich kleine Kinder drängten: „Aber ich habe dich doch gefragt — du hast gestern abend selbst gesagt, eine Dogge sei das einzige, was uns gerade noch fehle!“

... eine Lehrerin zu dem Vater eines Knaben: „Er ist lebhaft und voller Ideen, freundet sich leicht an und tut überall mit; wenn er nur auch lesen und schreiben lernte.“

... ein Mann zu seiner mit Paketen beladen heimkehrenden Gattin: „Du willst wohl die Wirtschaftsflaute im Alleingang niederzwingen?“

... eine Dame nach einer Gesellschaft: „Es waren so viele Berühmtheiten da. Ich war die einzige, von der ich noch nie etwas gehört hatte.“

... ein Beamter im Außenministerium zu einem Journalisten: „Wenn Sie wissen, wie es weitergehen wird, sind sie schlecht informiert.“

... ein junges Ding am Strand zur Freundin: „Genauso habe ich es mir vorgestellt — herrlicher blauer Himmel, sanft rollende Wogen, balsamische Luft und nicht ein einziger Mann.“

Herausgeber: HOESCH Aktiengesellschaft WESTFALENHÜTTE

Verantwortlich:

Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp,
Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Hoischen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt,
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,
Dortmund, Eberhardstraße 23

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 8. 2. 1949

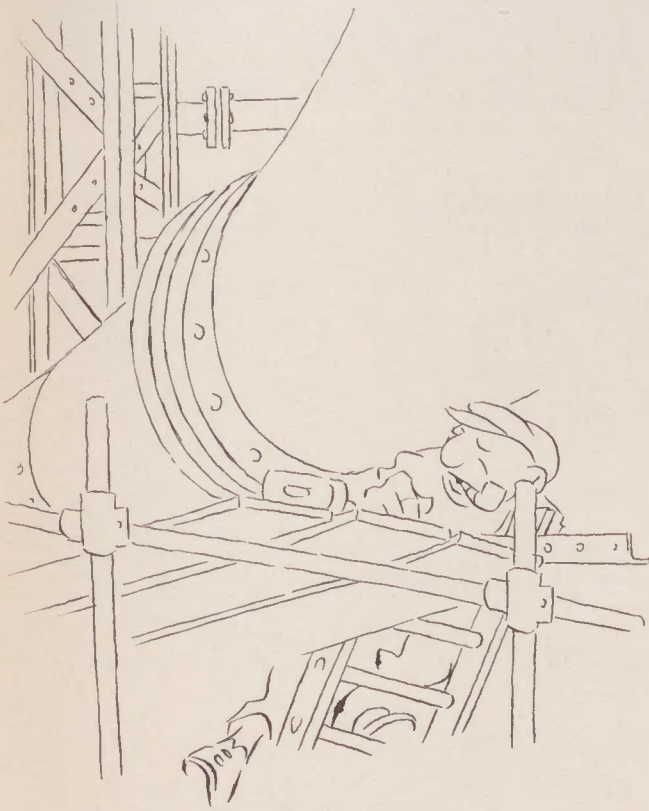
Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 21 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir, vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen. Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Betriebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird voll übernommen. Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen.

LAPPES

AUS'M MARTINWERK



Was meinst
du wohl, warum
man diese Schild-
er angefertigt
hat



BEL ARBEIT IN DER HÖH' GIB ACHT
SCHAFF' STETS MIT UMSICHT UND BEDACHT
FÄLLT EIN STÜCK AUS GROSSER HÖH'
TUT'S AM KOPF NOCHMAL SO WEH

VON OBEN KOMMT HIER NICHT DER SEGEN
SCHON DAS LEBEN DER KOLLEGEN
STELLE WARNUNGSSCHILDER AUF
SONST NIMMT DAS UNGLÜCK SEINEN LAUF

Frage *rechtzeitig!*



**Du vermeidest kostspielige
Fehler und Reklamationen.**